This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

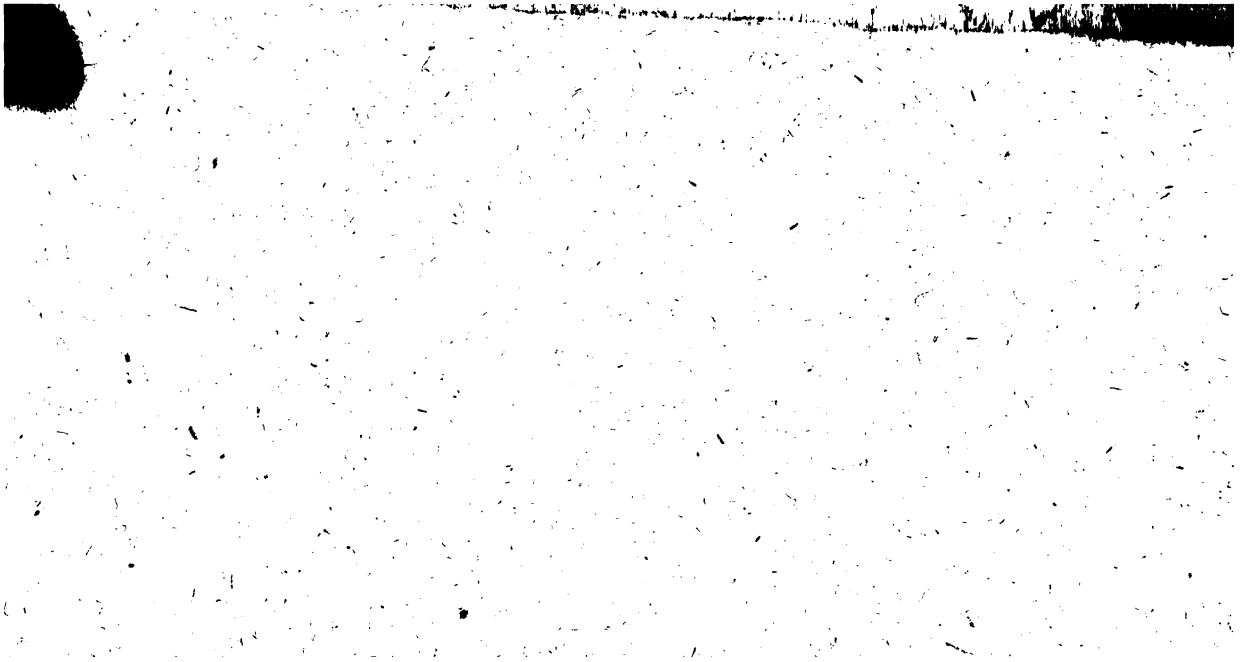
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 07577486 3



THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Die Biene.

Eine Sammlung
kleiner Erzählungen, Geschichten,
Anekdoten und Miszellen.

Von
August von Kotzebue.

Viertes Bändchen.

Berlin.
1809.

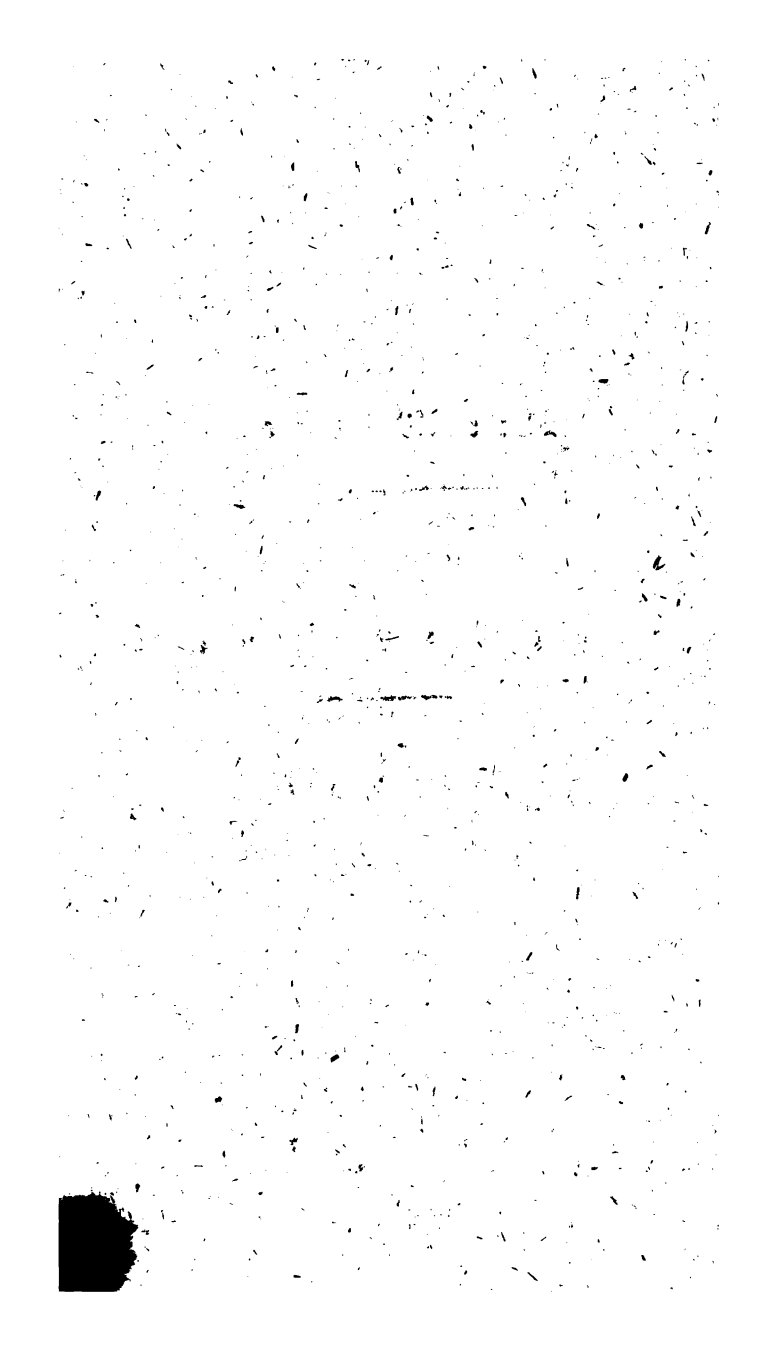
THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
244017
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.
1902

Die Biene.

Von

A. v. Kotzebue.

Viertes Bändchen.



Rom.

Zu einer Zeit, wo auch dieser Staat das Schicksal so vieler andern erfahren hat, ist es interessant, die Urtheile und Prophezeihungen zu lesen, die ein hellsehender französischer Reisender vor 26 Jahren aussprach, in Briefen über die Schweitz, Italien, Sicilien und Malta.

„Unter allen Regierungen, die ich kenne, sagt er, giebt es keine gemässigtere, als die römische, kein Volk, das weniger mit Auflagen belastet wäre, denn es bezahlt nichts, oder doch so gut als nichts, und hat völlige Freyheit, zu denken, zu reden, zu handeln, wie es ihm be-

liebt. Freylich ist es arm, faul und feige; dennoch zeigt es keine Stimmung, sich unter das Joch der Knechtschaft zu beugen. Es fürchtet seinen Herrn nicht und liebt ihn nicht, er wäre denn liebenswürdig. Dessen gute Werke betrachtet es als Schuldigkeit, es tadelt seine Fehler streng, und macht sich lustig über seine Lächerlichkeiten."

„Man mahlt uns Rom gewöhnlich als einen despotischen Staat; man meynt, die Unfehlbarkeit der geistlichen Macht vereinigte sich in dem Glauben des Volkes mit der weltlichen Herrschaft, welche freylich keine andern Grenzen kennt, als den Willen des Fürsten. Der Pabst ist von Rechtswegen Despot, wenn anders ein solches Recht existiren kann; allein im Grunde sind Rom und alle seine großen Gouvernements, wahre Republiken, die sich selbst mit großer Mäßigung regieren, eine jede nach ihren Gesetzen und Gewohnheiten, und in welchen die Cardinäle, als Gouverneure, blos an der Spitze der Verwaltung und der Polizey stehen."

„Vielleicht wird diese Macht immer mehr und mehr sinken, so lange, bis ein Potentat, der stärker ist, als die übrigen, oder sich mit

ihnen versteht, sich Roms bemächtigen, seinen Sitz dort aufschlagen, den Pabst als Bischof ehren, das Collegium der Cardinäle bestechen lassen oder vernichten, und die Bischofswahlen unter seinen Vorsitz leiten wird, bis er endlich selbst den Bischof ernennt, und dieses Volksrecht sich anmaßt, wie schon so Manche vor ihm gethan haben.“

Von dem römischen Volke sagt er noch, es sey zu weichlich, zu feige, zu wenig unternehmend, um jemahls irgend eine Faction zu bilden „Es würde recht gern alle Tage sechs Päbste sterben und wieder schaffen sehen, ein Schauspiel, welches Zeitvertreib gewähret, und Geld in Umlauf bringt. Da es nichts hat, so hängt es auch an nichts; dennoch würde es keine andere Herrschaft der jetzigen vorziehen.

Scudery.

Zu allen Zeiten haben Dichter ihr Talent durch feile Lobsprüche entehrt, doch schwerlich gab es irgend ein Jahrzehend, welches diesen Mißbrauch höher getrieben hätte als das unsrige. Alle die unglücklichen Fürsten, welche, ihres Purpurs beraubt, herum irren, wurden tausendmal aus demselben Tintenfasse hoch gepriesen, aus dem, gleich nach ihrem Sturz, ihren Besiegern Honigströme flossen. Ist es wohl ein Wunder, wenn ein Fürst die Menschen, besonders die Dichter verachtet? und ist es nicht ein weit größeres Wunder, daß es noch immer Fürsten giebt, die sich gern von Dichtern loben hören?

Heil und Ruhm dem braven Scudery! nicht wegen seines vergessenen Trauerspiels b'a-

mour tyrannique, auch nicht wegen seines langweiligen Gedichtes Alarich; sondern wegen des folgenden, edlen Characterzuges.

Er hatte der Königin Christine, seinen Alarich dedicirt, und es wurde ihm dafür eine goldene Kette, tausend Louisd'or an Werth, zum Geschenk bestimmt; allein die Königin machte die Bedingung, er solle den Nahmen des Grafen de Lagardie ausstreichen, Eines ihrer Günstlinge, der unterdessen in Ungnade gefallen war. Scudery antwortete; „und wenn die goldene Kette so groß und schwer wäre, als diejenige, deren in der Geschichte der Incas erwähnt wird, so wollte ich doch nie den Altar umstürzen, auf dem ich einmal geopfert habe.“ — Statt das Geschenk zu verdoppeln, war Christine schwach genug, ihm nun die goldene Kette nicht zu schicken.

Cui bono?

Das ist der Titel eines englischen Büchleins, welches 1781 erschien, einen gewissen Tucker zum Verfasser hat, und sich mit der Untersuchung beschäftigt, welche Vortheile die kriegführenden Nationen (in dem damaligen amerikanischen Kriege) aus ihren glänzendsten Siegen etwa künftig ziehen könnten. Es sind Briefe an Necker gerichtet, und es steht manches darin, was auch noch jetzt, nach 27 Jahren, Aufmerksamkeit verdient.

Der Erste Brief ist Einleitung. Im zweyten erwägt Herr Tucker, was daraus entstehen würde, wenn es der vereinten Macht Frankreichs und seiner Alliirten gelänge, England zu unterjochen.

„Es kann geschehen," sagt er, „daß England, kein unabhängiger Staat mehr, als eine französische Provinz durch einen Vicekönig des großen Monarchen regiert wird. Welche Folgen wird das für den Handel und für das politische System haben? — Was den Handel betrifft, so ist doch wohl klar, daß, wenn man einen Kaufmann befragte, ob er wünsche, daß seine reichsten, besten Kunden Banqueroutmachen: zu Bettlern werden sollten? er antworten würde? Sie wollen mich zum Besten haben. Aber fast scheint es, daß handelnde Nationen ganz andere Grundsätze befolgen zu müssen glauben, als handelnde Individuen. Die Nationen müssen vorher alle ihre Kräfte anstrengen, um ihre Kundleute arm zu machen, und dann müssen sie mit ihnen handeln. Was also in dem Einen Falle thöricht und abgeschmackt seyn würde, ist in dem andern klug und weise. Laßt uns nun die Schuldbücher handelnder Nationen gegen einander öffnen. Als die Engländer noch ein großes, reiches Volk waren, kauften sie in Frankreich ungeheure Quantitäten von Wein und Franzbranntwein, bezahlten baar und oft zum voraus. Natürlich werden sie, wenn sie arm geworden sind, noch mehr Wein und Franzbranntewein kaufen, und noch besser bezahlen. Welche Weis-

heit! welche Penetration! — Ferner: als die Engländer noch im Ueberfluß schwammen, waren sie eitel und prächtig, besonders ihre Weiber putzten sich gern. Sie kauften die herrlichsten Sammete und reichsten Seidenwaaren aus den Lyoner Fabriken. Nichts war zu theuer, wenn es nur aus Frankreich kam. Die guten Tafeln hatten französische Köche. Modehändler, Schneider, Friseurs und Tanzmeister schrieben die Gesetze des Wohlstandes und der Artigkeit vor. Sobald nun die erwünschte Zeit von Englands Vernichtung gekommen seyn wird, so werden ohne Zweifel die Lyoner Fabriken noch bessern Absatz haben u. s. w. Welche Weisheit! welche Penetration!"

Im dritten Briefe bemüht sich Herr Tucker zu beweisen, daß England und Frankreich, um ihres Handels willen, sehr wohl thun werden, sich wechselweise zu begünstigen. Der vierte Brief schildert den Handelsneid, den er sehr übel begründet zwischen diesen beyden Nationen findet. „Der Charakter des Franzosen zum Exempel," sagt er, „ist lebhaft, fröhlich, leichtsinnig, veränderlich; der des Engländers tief, scharfsichtig, methodisch und korrect. Bey Jenem herrscht die Einbildungskraft, bey Diesem die Urtheilskraft. Daher excellirt der Franzose

in Allem, was zur Zierde und zum Putz, der Engländer in Allem, was zum nützlichen Gebrauch und zur Bequemlichkeit gehört; folglich sollte Jeder in seiner Sphäre bleiben ohne Nebenbuhlerey.“ — Im fünften Briefe entwirft er einen Vertrag zwischen England und America, im Fall nehmlich das Erstere siegreich bliebe. Am Schluß dieses Briefes bemerkt er, daß, als die Engländer aus Frankreich vertrieben wurden, sie diesen Verlust für unersetzlich hielten, bis sie endlich einsahen, daß ihre Niederlage ein Glück für sie gewesen, indem sie blos die Wohlfahrt ihres Vaterlandes der eitlen Ehre, Eroberungen zu machen, aufopferten. Diese Betrachtung führt ihn nun im sechsten Briefe auf die Möglichkeit, America zu verlieren, und auf die Frage: was doch aus America werden würde, wenn es ihm gelänge, seine Unabhängigkeit zu erfechten? Hier nun zeigt sich Hezz Tucker als einen sehr schlechten Propheten, indem er dem armen America folgendes Schicksal prophezeyht: „die künftige Größe von America, es sey unter einer republikanischen oder monarchischen Regierung, ist der thörichteste Traum, den man nur einem Romanen-Schmidt verzeiht. Der Character des Volkes, die Lage des Landes, das verschiedene Clima, Alles widerspricht einer solchen Voraussetzung. Wenn man hingegen die

wechselseitige Antipathie der Staaten, ihr entgegen gesetztes Interesse, die Verschiedenheit der Regierung, der Sitten und Gewohnheiten betrachtet: so sieht man klar, daß die Americaner nie einen Vereinigungspunkt, nie ein gemeinschaftliches Interesse haben werden. Ihr durchschnittenes, durch große Bayen, Flüsse, Seen, Bergketten getrenntes Land, so wie die hinter ihnen liegenden Völkerschaften, zu denen sie noch gar nicht gedrungen sind, werden für immer hindern, daß America, es sey unter welcher Regierungsform es wolle, vereinigt werde. Ihr Schicksal wird seyn: ein uneiniges Volk bis ans Ende der Zeiten darzustellen. Eifersucht, Argwohn, Mißtrauen werden sie peinigen; sie werden sich in kleine Gesellschaften oder Fürstenthümer theilen, nach den natürlichen Grenzen des Landes, und jede dieser kleinen Abtheilungen wird blos mit den innern Zänkereyen sich beschäftigen, ohne sich um auswärtige Kriege und Eroberungen zu bekümmern. Die Americaner werden weder Zeit noch Lust, noch Geschicklichkeit zu dergleichen Unternehmungen haben."

Wenn Herr Tucker noch lebt, wie wird er sich in unsern Tagen wundern, daß das zu schnellem Flor empor gestiegene, nach seiner Meynung

uneinige Volk, das Einzige auf der Welt war, welches wohl eigentlich wußte, was es wollte, und in dem jetzigen Vertilgungskriege eine sowohl treffliche, ganze Maßregel ergriff, daß es vielleicht dazu beytrug, den ersehnten Frieden von Europa zu erzwingen. Herr Tucker wird sich ferner wundern, wenn er bemerkt, daß eigentlich gar keine Handelseifersucht zwischen England und Frankreich existirt, sondern daß einzig und allein um Herrschaft der Meere gestritten wird. Diese möge zufallen, welchem Theile sie wolle, so wird es immer eine Herrschaft bleiben; denn die Freyheit der Meere scheint mir ein Unding, weil (philosophisch davon zu sprechen) der Sieger nie sich mäßigen, und Macht nie ohne Mißbrauch bleiben wird. Der Kampf möge endigen wie er wolle: das Meer wird entweder seinen alten Herrn behalten, oder ihn blos gegen einen neuen, anfangs milden, in der Folge vielleicht noch strengern, vertauschen.

Der siebente und letzte Brief enthält einen Plan zum allgemeinen Frieden, der freylich auf unsere Zeiten ganz und gar nicht paßt. Doch wenn auch die Göttin der Staatskunst selbst herabstiege, so würde sie für unsere Zeiten — (geschrieben am 3ten August 1808) — keinen Plan

entwerfen können; da der gordische Knoten dermaſſen verworren iſt, daß auch nicht einmal ein Alexander-Schwerdt, ſondern einzig und allein des Todes Senſe ihn zerhauen kann. Nach jenem Plan des Herrn Tucker, ſollte England unter andern Gibraltar an Spanien abtreten, gegen die Inſel Portorico, und dem Hauſe Oeſterreich wird Minorca als Freyhafen zugedacht.

Der Ackerbau in Spanien.

Es ist bekannt, daß diese nützlichste und edelste aller Beschäftigungen in Spanien noch vor kurzem sehr vernachlässigt worden; wenigstens gab sich so leicht kein Edelmann damit ab. Indessen gab es dort, wie überall, aufgeklärte Köpfe, die diesen Schimpf ihres Vaterlandes längst einsahen und dagegen eiferten. Vor vielen Jahren schon erschien zu Madrid discorsos economicos von Don Leys, die in allen zur Landwirthschaft gehörigen Dingen Unterricht ertheilten, auch in manchen, die nicht dazu gehörten. Der Verfasser scheint nicht bloß ein guter Landwirth, sondern zugleich ein vortrefflicher Staatsmann gewesen zu seyn. Hier einige seiner Ideen über den Ackerbau:

„Wie ist es doch zugegangen," ruft er aus, „daß die Ausübung einer Wissenschaft, die eben

so nützlich und angenehm als gesund ist; die mit uns gebohren zu seyn scheint, und die Beschäftigung aller Erdbewohner der ersten Jahrhunderte war (?) wie ist es zugegangen, daß sie blos der ärmsten, und, durch die Undankbarkeit der Menschen, verachtetsten Volksklasse überlassen worden? — Unsere Mitbürger, die mit Rang und Ehrentiteln, oder gar mit dem Zufall ihrer Geburt prunken, dieser zahllose unnütze Haufe von Edelleuten, die gar nichts für das Vaterland thun, dem sie zur Last fallen, wie haben sie jemahls bis zu dieser niedrigsten Stufe von Hochmuth und Dummheit herabsteigen können, den Ackerbau zu verachten? — Sie würden ihre hochadelichen Arme entehrt glauben, wenn sie den Pflug anrührten, während der Beherrscher eines großen Reiches (China) jährlich einen Tag heiligt, indem er in Gegenwart seines Hofes, der Abgeordneten aus den Provinzen, und einer Menge von Ackersleuten, welchen er ein erhabenes Beyspiel giebt, die Erde pflügt und besät. — Wie mag unser fauler Adel eine Kunst gering schätzen, die im Alterthum von den größten Männern geliebt und geübt wurde? — Cyrus, der berühmte König von Persien, der wenigstens ein eben so guter Edelmann war, als unsere hochadelichen Herumtreiber, pflanzte seine Bäume selbst zu Gar-

des;

des; und Curius, der römische General, fand höhern Ruhm darin, sein Feld gut anzubauen, als in seinen Triumphen über den Pyrrhus, die Samniter und Sabiner" — — Ich kenne manches Land, und manche Provinz, wo man dem Adel dasselbe zurufen könnte. Selbst die sogenannten Landwirthe lassen sich höchstens zu einem Spaziergang um ihre Felder, und zu einem Gespräch mit ihren Wirthschaftsbeamten herab.

Eine nachahmungswerthe Preisaufgabe.

Im Jahr 1781 empfieng die französische Academie folgendes anonyme Schreiben:

„Meine Herren! — Ein Bürger, der die Wissenschaften liebt, und sie der Menschheit nützlich glaubt, wünscht einen Preis für dasjenige Werk zu stiften, welches der menschlichen Gesellschaft den größten Nutzen bringen kann; es sey Predigt, Schauspiel, Roman, in Prosa oder in Versen; es sey Geschichte, Jurisprudenz, moralische Betrachtung, politische Abhandlung, Memoire über Wissenschaften und Künste, gelehrte Nachforschung — kurz, keine Gattung ist ausgeschlossen. Ungefodert soll dieser Preis errungen werden; es ist genug, wenn die Richter erklären: unter allen, im verflossenen Jahre erschienen Werken, die ihnen bekannt geworden,

werde muthmaßlich dieses am meisten zum Glück der Menschheit beytragen. Die Academie möge selbst entscheiden, ob ihre Mitglieder concurriren dürfen.

Es wird hiermit eine Summe von 12000 Livres niedergelegt. Der Preiß ist eine goldene Medaille, die für die Zinsen jener Summe angeschafft wird.

Die Gründe dieser Veranstaltung sind folgende: Ein Geometer verachtete Kunst ein viel beklatschtes Schauspiel, weil es nichts bezwecke. Er hatte Unrecht. Aber ein Bürger hat wohl Recht, wenn er, um seine Achtung für ein Buch abzumessen, fragt: wozu nutzt es? Diese Frage thue ich heute an die Academie. Man hat die Schriftstellerey als Eine von den Geisseln der Menschheit dargestellt; sie mag sich selbst vertheidigen. Man behauptet, unsere Nation sey leichtsinnig, frivol; ich kann darüber nicht entscheiden; aber ich sehe täglich ein müssiges Volk, welches den Denkmälern des Genies den Rücken kehrt, und nach Possenspielen in der Vorstadt rennt; ich sehe mehrere Ausgaben von mittelmässigen Romanen erscheinen; ein ernstes, durchdachtes Buch

wird geschätzt aber nicht gelesen; ich sehe, daß Schriftsteller, die würdig sind, auf die Nachwelt zu kommen, bloß gekannt, gesucht und gerühmt werden, um einiger Auswüchse ihres Geistes willen, vor denen sie selbst erröthen. Während die Pressen unter Broschüren seufzen, mangelt uns eine lesbare Geschichte von Frankreich, ein Gesetzbuch, eine Sammlung von Erfahrungen auf unser Clima gegründet u. s. w. In diesem Wirrwarr, dünket mich, sollten die Häupter der Literatur auftreten, sprechend zu Jedem, der diese Laufbahn wählt: Siehe, das ist der Zweck! und zu der Nation: sehet, diesen Schriftstellern seyd ihr am meisten verpflichtet."

Die Akademie nahm diesen Vorschlag mit Achtung und Erkenntlichkeit auf, und empfing die bestimmte Summe unter folgenden Bedingungen: Erstens: unter den, der Menschheit nützlichen Werken, die im Laufe jedes Jahres erscheinen, wird sie den Vorzug demjenigen ertheilen, welches zugleich am besten abgefaßt und geschrieben ist, weil es dadurch mehr Leser findet, und folglich den Zweck des Stifters sicherer erreicht.

Zweytens: Theologische oder fürstliche Streitschriften, oder politische, von der Regierung nicht gebilligte Abhandlungen, bleiben vom Concurs ausgeschlossen.

Drittens: Die Werke müssen französisch, der Verfasser kann aber auch ein Fremder seyn.

Viertens: Nach Umständen kann die Austheilung des Preises verschoben, der Preis getheilt oder verdoppelt werden.

Fünftens: Die Mitglieder der Academie selbst können nicht concurriren.

Der Stifter billigte diese Einschränkungen und die Preisaufgabe wurde bekannt gemacht. Es ist merkwürdig und rühmlich für das schöne Geschlecht, daß eine Dame die Erste war, welche diesen rühmlichen Preis verdiente. Den Conversations d'Emilie, von Madame d'Epinay, wurde 1782 die goldene Medaille zugesprochen. 1783 empfing sie Berquin für seinen Ami des enfans. Der Kinderfreund unsers Weisse hätte wohl auch eine goldene Medaille verdient. Aber wir fragen nicht nach dem Nutzen

eines Buches, sondern wir lernen von unsern Reflexikern und Transscendental-Philosophen, daß ein blos nützlicher Schriftsteller nur ein gemeiner, oder, wie sie es ausdrücken, ein ökonomischer Mensch ist.

Das Kameel und der Esel.

Eine Fabel nach dem Persischen.

Ein Kameel und ein Esel reisten mit einander und kamen an einen breiten Fluß. Das Kameel wagte sich zuerst hinein, und da ihm das Wasser nur bis an den Bauch gieng, so schrie es dem Esel zu: „Du kannst mir sicher folgen, das Wasser erreicht nicht einmahl meinen Höcker.“

„Gehorsamer Diener,“ erwiederte der Esel, geht es dir bis an den Bauch, so geht es mir über beyde Ohren.“ — Moral: Erkenne dich selbst! und wenn ein Fremder, schmeichelnd oder unwissend, dich über deinen wahren Werth

schätzt, so mis deine Kräfte und bleib in deinen Schranken.

(Ja, wenn nur alle Esel so viele Selbsterkenntniß besäßen, als jener Persische Esel.)

Ein Bruchstück von Voltaire.

(In seinen Werken nicht abgedruckt.)

Voltaire übersandte der königlichen Maitresse, Madame de Pompadour, ein geschriebenes Exemplar seiner Geschichte des Krieges, welcher 1748 durch den Aachner Frieden geendigt wurde, und in dieser Handschrift lautete der Schluß folgender Gestalt:

„Seit diesem Frieden zählt Europa die Tage seines Glückes. Man wird erstaunen, zu vernehmen, daß eine junge Dame von hohem Range, berühmt durch ihre Reize, durch Geist und Herz und durch einen beneideten Platz, jenen Frieden errungen hat. Es war das Schicksal

von Europa in diesem langen Kampfe, daß eine Frau ihn beginnen, eine Frau ihn endigen mußte. Die letztere hat eben so viel Gutes, als die Erstere Böses gestiftet, wenn es wahr ist, daß der Krieg die schrecklichste Weltgeissel, und der Friede das süßeste Gut ist.“

(Hätte Voltaire immerhin als Dichter schmeicheln mögen — das ist leider nun einmahl Herkommens — aber als Geschichtschreiber! — auch schämte er sich selbst dieser Kriecherey, und hütete sich wohl, eine Phrase mit drucken zu lassen, die blos dem alten Höfling ziemte.)

Die Esel.

Wenn man zu einem nützlichen Arbeiter sagen würde: Du bist ein wahrer Esel; so würde er es übel nehmen, und dennoch hätte man ihm in der That ein Kompliment gemacht, denn es giebt wenige so nützliche Weltbürger als die Esel; am wenigsten in solchen Zeiten und in solchen Ländern, wo nur die Tyger geschätzt und geehrt werden. Man vergleiche doch einmahl den Esel mit dem Tyger. Der Tyger säuft Blut, der Esel begnügt sich mit Disteln. Der faule Tyger taumelt vor dem Wagen des Bachus; der schwerbeladene Esel geht einen sichern Schritt. Durch den Schrecken seiner Klauen und Zähne raubt der Tyger tausend Unschuldigen das

Leben; die Eselin rettet mancher braven Hausmutter das Leben durch ihre Milch. Sogar des Tygers Haut dient höchstens nur zum Prunk; aus des Esels Haut wird das nützliche Chagrin verfertigt.

Ich könnte die Parallele noch weiter ausspinnen, und beweisen, daß selbst der bekannte, hyperborelische Esel mehr werth sey als ein Tyger. Woher kommt es denn also, daß die Esel so verachtet sind? — Der gelehrte Gesner hat doch längst verkündigt, daß sie bey manchen alten Völkern, und sogar bey den Griechen, in Ehren gehalten wurden? — Plato, und nach ihm Aristoteles, sollen die Ersten gewesen seyn, welche die Esel in üblen Ruf gebracht. Warum?

Plato hatte manche egyptische Vorurtheile eingesogen. Gesner beweist aus dem Plutarch, daß die Egyptier den Ochus, um ihn zu beschimpfen, einen Esel genannt. Sie hatten dieses Thier sogar dem Typhon, ihrem Teufel, gewidmet. Warum haßten denn die Egyptier die Esel? die doch, (nach Maillets Beschreibung von Egypten) dort vorzüglich schön gefunden, und theuer bezahlt werden? —

Maillet sagt ausdrücklich: Die Esel in Egypten haben nichts von der Faulheit und Schwerfälligkeit, die man ihnen bey uns vorwirft. Sie sind voll Feuer und ermüden nicht. Man bedient sich ihrer zu den Wallfahrts-Reisen nach Mecca; sie gehn sanft und zugleich so schnell, daß kein Pferd im Trott ihnen folgen kann. Auch sind sie selten wohlfeiler als Pferde. Man bezahlt sie mit zwey bis dreyhundert Livres, ob sie gleich sehr häufig sind.

Ein Gelehrter in den Commentarien der göttingischen Gesellschaft der Wissenschaften hat das Räthsel zu lösen versucht. Erstens glaubt er, die Farbe der Esel sey den Egyptiern zuwider gewesen, denn sie widmeten auch jeden rothhaarigen Menschen dem Typhon. Bey uns sind die Esel gewöhnlich grau, dort roth, daher auch die Hebräer sie die röthlichen (Chamorim) nennen. Es ging den rothen Kühen nicht besser, abermals im Widerspruch mit unsern Meinungen, denn wir halten die rothen Kühe für die stärksten und milchreichsten.

Die zweyte Ursach soll politisch gewesen seyn: Egypten hat vortreffliche Pferde, welchen es seine Reiterey, und dieser einen Theil seiner Macht

verdankte. Ein Volk, das solche unermeßliche Ebenen bewohnte, konnte, im Kriege, der Pferde nicht entbehren; folglich mußte für Pferdezucht gesorgt, und der Egyptier abgehalten werden, sich an ein bequemer gehendes, wohlfeiler zu ernährendes Thier zu gewöhnen. Spanien, dessen Pferde so berühmt sind, und welches vormahls einen Ueberfluß daran hatte, soll deren jetzt zu wenige besitzen, weil man das Volk von der bequemen Esel-Reiterey nicht zurück gehalten. — Warum Moses den Israeliten die Vermehrung der Pferde verbot und dagegen die Esel empfahl, weiß ich nicht. Die Italiäner waren noch vor kurzem grosse Liebhaber von Eseln, und befanden sich wohl dabey.

Wie mit den Eseln, so machten es die Egyptier auch mit dem Weine; der war gleichfalls dem Typhon gewidmet; obgleich Maillet versichert, daß die herrlichsten Weinstöcke bey ihnen wüchsen. Der gelehrte Jablonsky meint, Noah's Trunkenheit habe ihnen diesen Haß eingeflößt. Schwerlich war das die Ursache. Ein andrer Grübler findet tiefe Weisheit in der Verbannung des Weines. Es wuchs nicht genug Wein in Egypten, sagt er, um das ganze Volk zu befriedigen; damit nun nicht das Geld für

fremde Weine aus dem Lande gehen möchte, so habe man ihn lieber ganz verboten, und ihn des Teufels Blut und Galle genannt. Dagegen sey überflüssig Gerste gewachsen, aus der ein Bier, oder (wie Herodot sich ausdrückt) ein Gerstenwein gebraut worden.

Uebrigens gehört zu den menschlichen Inconsequenzen, daß man nur das Trinken des Saftes, nicht aber das Essen der Weintrauben für sündlich hielt. Pharao's Mundschenk erinnerte sich sogar im Traume, daß er die Beeren genommen, und in den Becher seines Herrn gemischt.

Die Galeeren-Sklaven.

Ein Protestant, der um seiner Religion willen nach Dünkirchen auf die Galeeren geschickt, und erst nach 10 Jahren durch Vermittlung der Königin Anna von England befreyt wurde, gab vor etwa fünfzig Jahren eine Geschichte seiner Leiden heraus, die zu Rotterdam gedruckt worden, und eine lebhafte Darstellung der Galeeren und ihrer Martern enthält. Eine gewöhnliche Galeere hat auf jeder Seite 25 Ruderbänke, die zehn Fuß lang und 4 Fuß von einander entfernt sind. Die Ruder messen 50 Fuß, wovon 37 hinaus über den Bord reichen. Zwischen den Bänken ist ein schmaler Gang, wo der Capitain

mit

mit seiner Pfeife commandirt; denn man würdigt die Sklaven nicht, mit ihnen zu reden, sondern man pfeift ihnen nur wie den Hunden. Das Rudern geschieht mit der schrecklichsten Anstrengung. Der Sklave setzt dabey den Einen Fuß auf eine Art von Schemel, den andern auf die Bank gegenüber, dehnt sich so lang als möglich aus, um das schwere Ruder in die Höhe zu bringen, und fällt sogleich wieder zurück, um damit ins Wasser zu schlagen. Ereignet es sich nun bisweilen, daß die Sklaven diese Bewegung nicht Alle in demselben Momente vollbringen, so stehen diejenigen, welche auf das verfehlte Ruder stoßen, in Gefahr, den Kopf zu zerschmettern. Wenn man dieser Arbeit zusieht, so sollte man glauben, es sey unmöglich, sie länger als eine halbe Stunde auszuhalten; sie dauert aber bisweilen 24 Stunden ununterbrochen fort. Stirbt ein Unglücklicher während dem Rudern, so prügelt man ihn so lange, als er noch ein Lebenszeichen von sich giebt, und ist er ganz todt, so wirft man ihn über Bord wie einen crepirten Hund. — Die Nahrung der Galeeren-Sklaven besteht täglich in 26 Unzen Zwieback und 4 Unzen Bohnen. Ihre Kleidung ist ein Hemd und eine Hose von der gröbsten Leinewand; rothe

Strümpfe ohne Schuh, und eine rothe, wollene Mütze.

So lange die Galeere rudert, darf Niemand schlafen; liegt sie vor Anker, so dürfen die Sklaven auf ihren Bänken schlummern, wenn sie können. Immer bleiben sie an ihre Ketten geschmiedet.

Wenn vornehme Besuche kommen, so läßt man die Unglücklichen, zur Belustigung der Gäste, allerley unanständige Uebungen vornehmen. Beym ersten Zeichen, mit der Pfeife gegeben, nimmt Jeder seine Mütze ab; und beym zweyten zieht er das Oberkleid aus, und beym dritten sogar das Hemd, so daß plötzlich lauter nackende, abgemergelte Creaturen zu schauen sind, an welchen man zum Zeitvertreib die Ribben zählen kann. Noch nicht genug. Sie müssen nunmehr Affen vorstellen, (in der Provinzialsprache wird es Momme genannt,) das heißt: sie müssen sich Alle auf einmal in ihre Bänke niederlegen; dann sieht man keinen Menschen. Nun wird gepfiffen; sogleich müssen Alle den Zeigefinger in die Höhe strecken, und nun sieht man nichts als einzelne Finger; dann lauter Arme, dann lauter Beine, endlich lauter Köpfe, die sämmtlich das Maul

aufsperren, niesen oder husten müssen, und was dergleichen kindische Abgeschmacktheiten mehr sind, an welchen die vornehmen Gäste sich ergötzen.

Aber es giebt noch eine andere Ergötzlichkeit für den Galeren-Kapitain, welcher die Gäste nicht beywohnen, nemlich die Bastonade. Der arme Teufel, der sie bekommen soll, wird bis an die Hüften entblößt, liegt auf dem Bauche in dem mittelsten Gange, so daß seine Arme und Beine diesseits und jenseits unter den Bänken stecken, und von vier Sklaven fest gehalten werden. Dann schlägt ein handfester Türke, mit einem Stricke, aus allen Kräften auf den Rücken des Verurtheilten. Der Türke ist gleichfalls nackend, und hinter ihm steht der Herr Kapitain der ihm, wenn er nicht gut zuhaut, die Schultern mit einem Stricke streichelt, um ihn an seine Pflicht zu erinnern; gehorcht er dennoch nicht, so bekommt er eben so derbe Prügel als der Sklave. Selten kann ein Unglücklicher, der die Bastonade empfängt, mehr als zehn bis zwölf dergleichen Hiebe aushalten, ohne Sprache und Besinnung zu verlieren. Deswegen wird aber doch nicht inne gehalten. Zwanzig bis dreyßig Hiebe ist nur eine Strafe für geringe Verfehen Man steigt bis hundert. Natürlich stirbt dann

der Leidende; ehe die Hundert voll werden; aber das hat nichts zu sagen, man schlägt den Leichnam immer fort. Bey grossen Verbrechen bindet man den Ruderſklaven mit dem rechten Fusse an das eine, mit dem linken an das andere Schiff, stößt die Schiffe dann ab, und reißt ihn so mitten von einander.

Seelenwanderung.

Nennehme uns doch nicht den schönen romantischen Glauben an die Seelenwanderung! So sief ich eines Tages, als ich ganz allein auf meinem Zimmer saß, und eben den Bericht von einer Schlacht vor mir hatte, in welcher abermals zwanzig tausend Seelen — wenigstens ausgewandert waren. Ob die Seele eines Menschen-Peinigers einst im Fegfeuer brennt, oder gar in der Hölle schmort, was hab' ich davon? man empfängt kein Entrée-Billet zu diesem teuflischen Schauspiel: nur diejenigen dürfen Zuschauer seyn, die mit brennen und mit schmoren; nicht diejenigen, welche eine Genugthuung für ihre zahllosen Leiden fodern

dürften, und natürlich wünschen müssen, daß die Seele ihres Peinigers lieber in eine Hyäne oder in einen Hayfisch fahre, um diesem einen Theil der ausgestandenen Qualen zu vergelten. — Du hast Recht! rief plötzlich eine feine Stimme dicht neben mir. Ich sah mich um, es war Niemand zugegen. Ein Schauder überlief mich. Wer redet hier? wagt' ich zu stammeln.

„Ich," war die Antwort, „der ich auch einst ein Mensch gewesen wie du, jetzt aber schon seit mehrern Jahren aus einem Thierkörper in den andern irre, und täglich die Erfahrung mache, daß wir, zu Bestrafung unserer Sünden, keiner Hölle bedürfen, sondern daß, um Seelen zu peinigen, Niemand geschickter sey als der Mensch."

„Wer mir bist du Armer," tröstete ich den Unglücklichen, „erzähle mir deine Geschichte."

„Ich war ein junger Landedelmann," fuhr die klare Stimme fort, „ich prügelte meine Bauern, verführte ihre Weiber, hielt schöne Pferde, ritt auf die Jagd und brach eines Tages den Hals. Plötzlich befand sich meine adeliche Seele, zu ihrem großen Verdruß, in einem jungen Hunde, in dem Viehstall eines meiner Bauern, der

meines Vaters Köchin gehenrathet hatte. Der Sohn des Bauers, ein grosser Bengel von vier zehn Jahren, fand Geschmack an mir; um aber meine Gestalt zu verschönern, schnitt er mir die Ohren und den Schweif ab. Kaum hatte ich von den Schmerzen dieser Operation mich etwas erhohlt, als er anfieng, mich tanzen und apportiren zu lehren. Alle die Peitschenhiebe, die er mir selbst bisweilen, im Vorbeyreiten, aus Muthwillen gegeben, gab er mir jetzt hundertfach wieder. Ich konnt' es endlich nicht mehr aushalten, und lief an einem schönen Morgen mit meinen zugestutzten Ohren und Stummelschwanz davon. Die Angst trieb mich rastlos mehrere Stunden fort, bis ich, am Eingang eines Dorfes, einen Haufen Holzspähne gewahr wurde, und, um auszuruhen, da hinein schlüpfte. Aber ein Arbeiter hatte mich erblickt, ergriff mich, klemmte meinen Stummelschwanz in ein zu diesem Behuf gespaltenes Stück Brett, und ließ mich wieder laufen. Ich schrie vor Schmerz und machte entsetzliche Sprünge. Der Kerl wollte sich todt lachen. Ich schleppte mich eine Strecke fort, und wollte zwischen zwey Balken durchkriechen, ohne zu bedenken, daß wohl mein Körper, aber nicht meine hölzerne Schleppe, hinreichenden Platz finden würde. Ich blieb stecken, zerrte, und da

ich einen Bullenbeisser in meiner Nähe brummen hörte — gab die Angst mir Kräfte, ich ließ das Brett mit sammt meinem Stummelschwanz im Stiche. Der Bullenbeisser kam mir nach, ich rannte vorwärts; die Bauern in einer nahen Scheune, als sie mich, mit Schaum vor dem Munde, so hintanmeinen sahen, meynten, ich sey ein toller Hund und schlugen mich todt."

„Meine Besinnung erhielt ich augenblicklich unter den Flügeln eines Dompfaffen wieder, wo ich, nebst drey andern Jungen, eben aus dem Ey gekrochen war. Da beruhigte mich die Hoffnung, der unsichtlichen Grenzsteine zu entgehen, und, gleich meiner Mutter, ein freyer Bewohner der Lüfte zu werden. Aber ehe ich noch flitzen konnte, fand ein Knabe das Nest und trug es nach Hause. Meine Brüder und Schwestern starben bald, ich wurde unglücklicherweise aufgefüttert; und musste noch obendrein, wenn ich fressen wollte, singen wie der Knabe pfiff. Als ich das gelernt hatte, verkaufte er mich an ein schönes, junges Mädchen, welches mich in einem niedlichen Käfig sperrte, und mich täglich mit weissen Händen fütterte. Ich hatte den Sinn für weibliche Schönheit noch aus mei-

neu Menschen-Stande mit herüber gebracht, gewöhnte mich also nach und nach an die süße Sklaverey, und vermißte fast nichts als das Vermögen, meine schöne Gebieterin zu verführen, wie ich einst die Bauernweiber verführt hatte. Vermuthlich hatte dieses Begehren eine neue Strafe verdient. Ein junger Herr besuchte eines Abends das hübsche Mädchen; es rühmte meinen Gesang, und bedauerte, daß es schon dunkel sey, weil ich bey Licht nicht sänge. Da gab er ihr den teuflischen Rath, mir die Augen auszustechen, weil ich dann bey Nacht wie bey Tage singen würde. Sie that es am andern Morgen mit einer Stricknadel; ich entbehrte nun meine einzige Freude, sie zu sehn, und führte ein trauriges Leben, bis eine Katze mich fraß."

„Darauf bestellte ich ein Postpferd. Doch lange nicht, daß ich meine Leiden in diesem Stande dir schildern soll. Glücklicherweise dauerten sie nicht lange. Ein junger Offizier, der die erste Nachricht von einer gewonnenen Schlacht, ich weiß nicht mehr wohin, bringen sollte, und weil er in der Schlacht selbst nichts gethan, für die Botschaft eine reiche Belohnung erwartete, jagte mich todt."

„Alsbald schwebte ich, zu meinem großen Vergnügen, als ein Schmetterling in der Luft daher. Trunken von dieser Freyheit und stolz auf mein buntes Gewand, ließ ich auf einer Nelke mich nieder. Da erschnappte mich flugs ein Schmetterlingsfänger, machte eine Nadel glühend und stieß sie mir durch den Leib. — Aber nun durchstrich ich als Hirsch mit stolzem Geweih die Wälder, bis ein großer Feldherr, müde vom Vergießen des Menschenblutes, zur Abwechslung Thiere martern wollte, und mich in seinem Park zu Tode hetzte.“

„Jetzt wurde ich ein Regenwurm, und wünschte mir Glück zu der Verwandlung, denn, dachte ich, unter der Erde werden die Menschen mich doch nicht aufspüren. Ach! ich irrte. Eine verdammte Schaufel brachte mich wider Willen an's Tageslicht. Ich wurde, nebst mehrern meines Gleichen, in einen Topf gethan und an den Bach getragen. Da sah ich, wie ein Fischer Einen meiner Gefährten, so lang er war, auf eine Angel spießte, um Aale mit ihm zu fangen. Ich hatte nicht lange Zeit, Betrachtungen darüber anzustellen, denn bald traf die Reihe auch mich.“

„Darauf wurde ich als Krebs lebendig verbrannt, als Frosch lebendig geschunden, als Truthahn zu Tode gepeitscht, damit ich besser schmecken sollte. Ich wurde als Gans zwischen vier Bretter gezwängt, daß ich mich nicht rühren konnte, um eine große Leber zu bekommen. Als Auster verschlang man mich lebendig; als Johanniswürmchen steckten mich die Schönen in die Haare, bis ich langsam starb. Kurz, nur in meinem jetzigen Zustande erfreue ich mich seit einigen Wochen eines ruhigern Daseyns.“

Gerade, als die Stimme bis hieher gekommen war, erblickte ich von ungefähr auf meiner Hand einen Floh. Ich ergriff ihn und hielt ihn an das Licht. „Ach!“ seufzte der Floh, „ist das mein Dank?“ — Er selbst war der junge Edelmann, der endlich, nach so harten Strafen, wieder in einen menschlichen Körper zurückkehrte, um nun auch mich für meine Sünden zu bestrafen; denn siehe da, der Floh wurde plötzlich zum schönen, eigensinnigen Mädchen, in welches ich mich auf der Stelle verliebte, und seitdem von ihren Launen mehr erdulde, als sie jemahls

während ihrer Wanderung erduldet hat. Nur wünsche ich jedem Menschen-Peiniger keine Verwandlung mehr in Hyänen oder Haifische, sondern, zur gerechten Vergeltung, ein eigenes Weib.

Fremde Sitten auf dem Throne.

Nichts entfernt mehr die Herzen der Unterthanen, als wenn ihre Beherrscher den Sitten des Volkes, unter welchem sie gebohren wurden, fremde Sitten vorziehen, auch wohl gar eine fremde Sprache reden. Ich bin in der That überzeugt, daß die wenige Anhänglichkeit, welche in den letzten, schrecklichen Zeiten manchem wackern Fürsten von seinen Unterthanen bewiesen worden; die Leichtigkeit, oder vielmehr Leichtfertigkeit, mit der sie ihre Regierer gewechselt haben; größtentheils daher rühren, daß der alte Hof, eben so wohl als der neue, für sie aus Fremden bestand, welche deutsche Sitten, deutsche Geradheit, deutsche Gelehrte, deutsche Kunstwerke u. s. w. verhöhnten, und es für gemein hielten, bey Hofe deutsch zu reden. — Die Erfahrung, wie sicher und schnell man da-

durch die Volksliede einbüßte, machte schon Kaiser Otto der Dritte. Er hatte treffliche Anlagen, die, besser ausgebildet, ihm einen Ehrenplatz unter den Regenten würden erworben haben; allein schon seine Mutter, Theophania, eine fremde Fürstentochter, hatte ihm schiefe Grundsätze beygebracht. Ihn eckelte vor seinem eignen Vaterlande. In einem Briefe an den berühmten Gerbert, nachmaligen Pabst Sylvester II. sprach er von der sächsischen Grobheit, und rühmte an sich selbst griechische Feinheit. So wie in neuern Zeiten in Deutschland Alles französisch seyn mußte, so damahls Alles griechisch und römisch. Otto führte am Hofe ein neues Ceremoniel ein, speiste an einer Tafel ganz allein, und erlaubte sich noch viele dergleichen, die Deutschen befremdende Dinge. Er wollte sogar seine Residenz nach Rom verlegen, und hatte bereits eine Menge römisch-griechischer Ehrenstellen erschaffen. Zuletzt begehrte er auch noch eine griechische Gemahlin, starb aber, zwey und zwanzig Jahr alt, ehe er seinen Zweck erreichte. Die Deutschen betrauerten ihren gräcisirten Kaiser nicht. Man muß ein Halb-Gott seyn, wie Friedrich der Große, um, trotz solcher Menschlichkeiten, dennoch verehrt und geliebt zu werden.

Vom Luxus der Römer.

Luxus ist im Grunde weiter nichts als Ueberfluß, oder Verbrauch des Ueberflusses zu überflüssigen Dingen. Daher kann in Bauernhütten wie in Pallästen Luxus gefunden werden; immer nach den verschiedenen Begriffen, welche, durch Erziehung, Gewohnheit, oder Philosophie, vom Ueberfluß gefaßt worden. Diogenes hielt schon einen Becher für Luxus, weil er aus der hohlen Hand trinken konnte; ein alter deutscher Krieger hingegen hielt seines Feindes Schädel in Silber oder Gold gefaßt, für ein nothwendiges Trinkgeschirr, und einem orientalischen Schmelger schien ein einziger Onyx oder eine Perle zum Becher ausgehöhlt, eben noch kein Ueberfluß.

Zu allen Zeiten haben die Moralisten gewaltig gegen den Luxus geschrieen, die Politiker hingegen ihn oft herausgestrichen. Jene meistens mit sauertöpfischen Redensarten, die nichts bewiesen, diese mit kaufmännischen Rücksichten, die nichts taugten. Beyde hatten Unrecht. Die Vertheidiger des Luxus sagten: er vermehre die Bevölkerung. Aber — zu den Zeiten des höchsten Flors und Luxus der römischen Republik, war Italien, nach dem Zeugniß des Livius, kaum halb so bevölkert, als da es noch in kleine Republiken, die keinen Luxus kannten, zerstückelt war.

Sie sagten ferner: er bereichere den Staat. Aber — es gab eine Zeit, wo Portugall einer der luxusreichsten Staaten und dennoch, trotz seines vortrefflichen Bodens, seiner günstigen Lage und seiner Colonien, minder reich war, als das luxusarme Holland bey seiner beschränktern Lage und einfachen Sitten.

Sie sagten ferner: der Luxus befördere den Umlauf des Geldes. Aber — in Frankreich war schon vor dreyßig Jahren der Luxus sehr hoch gestiegen, und doch klagte man mit Recht über den Mangel dieses Umlaufes, da

das

das Geld zwar häufig aus den Provinzen in die Hauptstadt, aber nicht wieder zurückfloß.

Sie sagten auch wohl: der Luxus mildere die Sitten. Das Gegentheil sieht man täglich.

Sie sagten: er begünstige die Fortschritte der Wissenschaften und schönen Künste. Man möchte fragen; welche Fortschritte hatten die schönen Künste bey den Sybariten, bey den Lydiern gemacht?

Sie sagten endlich: der Luxus vermehre unaufhörlich sowohl die Macht der Völker als das Glück der Bürger. Aber — die Perser unter Cyrus kannten wenig Luxus, und unterjochten die reichen Assyrier. Als darauf die Perser selbst das luxuriöse feste Volk geworden waren, beugten sie den Nacken unter das Joch der armen Macedonier. Wilde Völker, ohne Luxus, zertrümmerten das römische Reich; stürzten den Thron der Califfen. Was das Glück der Bürger betrifft, so gewährt freylich der Luxus mehr Bequemlichkeiten und Vergnügungen, aber wie vielen? — den bey weitem geringsten Zahl.

Man sieht, die Geschichte kommt den Freunden des Luxus nicht zu Hülfe, aber eben so wenig dessen Feinden. Diese allzufertigen Bannstrahlenschleuderer behaupteten: eine ausserordentliche Ungleichheit der Reichthümer sey jederzeit die Gefährtin des Luxus; Einige wenige schwämmen im Ueberfluß, während der große Haufe im tiefsten Elend seufzte. — Aber das ist auch nicht immer wahr. In Polen, wo die Sklaverey in ihrer scheuslichsten Gestalt erschien, gab es weniger Luxus, als in der Schweitz, wo das Volk im Ueberfluß lebte.

Sie behaupteten ferner: der Luxus opfere die nützlichen Künste den angenehmen auf, und verheere das Land, indem er die Menschen in die Städte locke. — Aber — die Lombardey und Flandern hatten und haben großen Luxus, zahlreiche, schöne Städte; dennoch ist das Land wohlbevölkert, der Ackerbau wohlhabend. In Spanien hingegen, wo wenig Luxus herrscht, ist der Feldbau vernachlässigt.

Sie behaupteten: der Luxus entvölkere den Staat. — Ab. — seit länger als einem Jahrhundert haben in England Luxus und

Bevölkerung in gleichem Verhältniß zugenommen.

Sie behaupteten: der Luxus entnerve den Muth. — Waren die Römer unter Luxus bis minder tapfer? — Er ersticke das Ehrgefühl und die Liebe zum Vaterlande. — Hat jemahls in Frankreich das Ehrgefühl sich glänzender gezeigt, als zu den luxuriösen Zeiten Ludwig des XIV.?

Was folgt aus alle dem? beyde haben weder Recht noch Unrecht. Ein übertriebener Luxus ist in jeder Hinsicht verderblich, ein gemässigter vortheilhaft. Wo aber die Grenzlinie zwischen dem zu viel und nicht zu viel gezogen werden müsse, das ist sehr schwer zu bestimmen, und hängt von den eigenthümlichen Verhältnissen eines jeden Staates ab. In staatswirthschaftlicher Rücksicht scheint mir der Grundsatz gültig: „Jeder Luxus, der die Produkte des eigenen Bodens oder eignen Fleisses verbraucht, ist nützlich; so wie hingegen ohne Zweifel der Luxus schädlich wird, der nur fremde Producte verzehrt.

Doch es war nicht mein Wille, eine moralische oder politische Abhandlung über den Luxus

zu schreiben, sondern ich wollte blos ein Wort vom Luxus der Römer sprechen, weil man jetzt so allgemein klagen hört; nie sey der Luxus so hoch gestiegen, als in unsern Tagen unter demjenigen Volke, welches die Römer nachahmt. Aber dennoch irrt man sehr, wenn man glaubt, daß der Luxus der modernen Römer mit dem der alten auch nur entfernt zu vergleichen sey. Ich stelle einige Thatsachen zusammen. Seneca, Plinius, Valerius Maximus, Dio, Martial, Suetonius, und eine Menge Andere, an deren Nahmen dem Leser wenig gelegen seyn wird, sind meine Bürgen.

Reichthum ist die Mutter des Luxus. Die Römer waren weit reicher als ihre heutigen Nachahmer. Opicius besaß eine Million Sestercien; *) Crispus, ein Bürger, und M. Crassus noch einmal so viel; Seneca sogar zweymal so viel, wie Tacitus bezeugt. Narcissus, und ein gewisser Augur, Cn. Lentulus, hatten Jeder vier Millionen Sestertien. Ein Mensch von sehr

*) Ein Sesterz war ein Viertelquentchen Silber. Allein dasselbe Wort, als ein Neutrum gebracht, war so viel als 1000 Sestertien, etwa 22 Thaler sächsisch.

geringer Herkunft, Isdorus, zählte über 4000 Knechte, 3600 Joch Ochsen, 250000 Stück anderes Vieh, und hinterließ noch eine ungeheure Menge baares Geld. Dennoch hatte dieser Isdorus, während des Bürgerkrieges, von seinen Schützen vieles eingebüßt. Es gab Leute, die ganze Provinzen besaßen und ihre eignen Grenzen nicht kannten. Nur sechs Herren hatten sich, zu Nero's Zeiten, in das halbe Afrika getheilt. Auf solche Herren zielte Seneca,*) als er ausrief: „O wie jämmerlich, wenn Einer keine größere Freude kennt, als sein großes Schatzregister aufzuschlagen; (patrimonii liber magnus) die weiten Räume zu erblicken, die er durch unterjochte Völker bearbeiten läßt; die zahllosen Heerden, die ihre Weide in Provinzen und Königreichen finden; das Hausgesinde, zahlreicher als manche kriegerische Nation; die Privatgebäude, weitläufiger als große Städte."

Man könnte fürwahr diese merkwürdige Stelle für eine poetische Uebertreibung halten, wenn nicht hundert andere Zeitgenossen deren Inhalt bestätigten. „Es ist so weit gekommen," sagt derselbe

*) De benef. L. 7. c. 10.

Ehren, „daß sogar Verbannte einen Zehrpfenig mit auf den Weg nehmen, der sich höher beläuft, als vormals ein fürstliches Erbe.“ — Kaiser Augustus beschränkte diesen letztern Mißbrauch; er befahl, daß ein Verbannter nicht mehr als zwanzig Knechte oder Freygelassene haben solle, und an Gelde nicht mehr als 500000 Sestertien, etwa 150000 Thaler!

Wie sehr hatten sich die Zeiten geändert! unter Romulus machten zwey Huben Landes einen reichen Mann, Niemand besaß mehr. So blieb es lange. Fast 309 Jahr nachher zeichnete sich der Dictator Cincinnatus durch den Besitz von vier Huben aus. Noch etwa 200 Jahr später hatte Attilius Regulus dahin gestrebt. Ja, nicht lange vor Errichtung der Monarchie bestanden die Einkünfte des ersten Senators in kaum 10000 Thalern. — Dieser Maaßstab galt überall. Eine gewisse Tatia, hieß es, bringe ihrem Manne einen gewaltig grossen Brautschatz. Er betrug in 1200 Thalern. — Der Senat steuerte die Tochter des grossen Scipio aus, mit — 1200 Thalern. — Eine gewisse Megullia erhielt den Beynahmen dotata, weil sie zum Brautschatz die ungeheure Summe von — 1000 Gulden empfing.

Hingegen schreibt Juvenal der Messalina schon 50000 Gulden zu; und so stieg es denn immer höher. Das Geld, aus allen Welttheilen zusammen geraubt, mehrte sich dermassen, daß der Zinsfuß nach und nach von 1000 Procent auf drey herab sank. Natürlich stiegen dagegen die Landgüter außerordentlich im Werthe.

Eine ungeheure Verschwendung war die Folge dieser grossen Reichthümer. Horaz erwähnt eines Tigellius, der in fünf Tagen 50000 Gulden durchbrachte. Martial macht sich über einen gewissen Cinna lustig, der, noch vor Ablauf eines Jahres, 400000 Gulden verzehrt hatte. Milo vergeudete nicht blos sein Erbtheil, sondern noch drey und eine halbe Million Sestertien fremdes Geld; Apicius noch eine Million drüber, blos für seine Küche. — „Ich brauche zwölf und eine halbe Million Sestertien," sagte der Dictator Cäsar, „um nichts zu besitzen," das hieß nemlich, blos um seine Schulden zu bezahlen. Der Bau des Forums kostete ihm aber auch allein 5 Millionen. — Das war freylich noch nichts gegen die Bedürfnisse des Caligula, der in weniger als einem Jahre 165 Millionen brauchte. Wie mochte er das? — Suetonius erzählt es

„Er erdachte neue Bäder; unerhörte Zubereitungen von Speisen; trank die schönsten Perlen in Essig aufgelöst: setzte seinen Gästen goldene Brode vor; warf Geld unter das Volk; baute Ruderschiffe, deren Hintertheile mit Edelsteinen besetzt waren; die Segel bestanden aus den kostbarsten Zeugen; im innern Raume fand man Bäder, bedeckte Gänge, Speisesäle, sämmtlich mit Weinstöcken und Obstbäumen verziert; in solchen Schiffen umfuhr er mit Musik die kampanischen Vorgebürge. Wenn er Lustschlösser baute, so war sein Dichten und Trachten, etwas unmöglich scheinendes zu vollbringen; da wurden Dämme im tiefsten, brausendsten Meere aufgeworfen, Felsen gesprengt; Thäler in Berge, Berge in Thäler verwandelt; und Alles mußte schnell, schnell fertig seyn, jede Versäumniß wurde mit dem Tode bestraft.“ — Auf diese Art ist freylich sehr begreiflich, daß er jenes Sümmchen in weniger als Einem Jahre durchbringen konnte. — Aber nicht den Kaiser allein plagte diese Verschwendungswuth, auch die Bürger suchten es so viel als möglich ihm gleich zu thun. Seneca erzählt: mit dem Schmuck des Körpers habe man angefangen, dann sey die Reihe an die Wohnungen gekommen, und habe endlich die Schmausereyen getroffen.

Ich will von jeder dieser Luxusarten die auffallendsten Beyspiele anführen. Eine glotte Haut, ein geschminktes Gesicht, (auch die Männer schminkten sich) ein schwankender, nachlässiger Gang; diese drey Stücke gehörten zum guten Ton. Selbst Julius Cäsar hielt mehr auf seinen Körper als einem Helden geziemt, ließ sich sehr oft die Haare abschneiden, abscheeren und sogar ausraufen, und trug seinen Lorbeerkranz sehr gern, um den Kahlkopf zu verbergen. Er trug auch einen ungewöhnlichen, bebrämten Purpurrock, mit Ermeln, die bis an die Hände reichten.

Die jungen Herren machten aus ihrem Haar mit großer Sorgfalt ein Lockengebäude, das sich stufenweise erhob; sie salbten sich; glätteten und rieben ihre Gesichter mit weichen Brotkrumen, ahmten die zarte Weiberstimme nach, und gaben, mit einem Worte, den Epigrammen-Dichtern ihrer Zeit sehr reichen Stoff zu Spöttereyen. Die Kleider wurden zu Hause unter einer Presse gehalten, damit sie immer glänzend blieben. Ihre Garderobe war sehr zahlreich. Ein Prätor, der ein Schauspiel geben wollte, bat eines Tages den Lucullus, ihm für die Choristen einige Kleider zu leihen. Wie viele brauchst du? fragte Lucullus. Der Herr Prätor war so unverschämt, sich nicht we-

niger als hundert auszubitten, und Lucullus ließ ihm zweyhundert geben. Die Elegants wechselten ihre Kleider sehr oft während eines einzigen Gastmahls. Auch in die Bäder nahmen sie immer ein Dutzend Gewänder mit sich. Es gab Oberkleider oder Regenmäntel, die man mit 300 Thaler bezahlte.

Die Bänke, auf welchen man um die Tafel lag, wurden gleichfalls ein Gegenstand des ausschweifendsten Luxus. Einem gewissen Capito warf Metellus Scipio vor, daß er eine babylonische Speisebank für 24000 Thaler verkauft habe. Nero kaufte nachher dieselbe für mehr als eine MillionThaler. Das scheint fast unglaublich, aber Plinius hat es erzählt. Zwey Eigenschaften bestimmten den ungeheuren Preiß: die Farbe, Purpur und die Materie, Seide. Ein Pfund Purpur galt anfangs 20 Gulden, zuletzt 200. Von der Seide rief Seneca aus: „Ich habe seidene Kleider gesehn, wenn ich sie anders Kleider nennen darf, die den Körper gar nicht, und noch weniger die Schaamhaftigkeit beschützen. Sie sind so durchsichtig, daß ein Frauenzimmer darauf schwören muß, sie sey nicht nackend.“

Und doch waren diese Kleider nur halbseidne, denn die ganz seidenen kamen erst unter Heliogabalus auf. — Der Schmuck der römischen Damen, an Perlen, Smaragden und dergleichen stieg so hoch, daß man für zwey Millionen eben noch nicht ausserordentlich geputzt war. Seneca wirft ihnen vor, daß sie Ohrgehänge trügen, die so viel werth wären, als das ganze Vermögen eines wohlhabenden Hauses. Freylich kaufte Julius Cäsar der Servilia (der Mutter des Brutus, die er vorzüglich liebte) eine einzige Perle für 300000 Gulden ab. Ein einziges Paar sehr gleiche Perlen der Cleopatra wurden auf 500000 Gulden geschätzt. Nach und nach reihete man der Perlen immer mehrere zusammen, und verlängerte die Ohren durch deren Gewicht. Man fügte auch Smaragden oder andere Edelsteine hinzu.

Auch Hals und Arme wurden mit Perlenschnuren, Bändern und Ketten umwunden, von welchen die Kirchenväter Hieronymus und Tertullian, mit frommer Abscheu ausrufen, Jener, daß eine einzige Schnur den Werth mehrerer Dörfer aufwiege; Dieser, daß sie 500000 Gulden koste, und daß ganze Wälder und Inseln kaum ein Halsband bezahlen.

Ringe wurden auf allen Fingern getragen, von Männern und Weibern, ja sogar die Glieder jedes Fingers waren damit verziert. Als der Senator Nonius vom Antonius verbannt wurde, nahm er einen einzigen Ring mit, eine Million Gulden am Werth. — Auch Gürtel, Degen, Gehänge und Scheiden sah man mit kostbaren Steinen geschmückt. Die Schuhbänder waren von Gold mit Edelsteinen besetzt. Man wandelte auf Perlen. Sonnenschirme und Fächer schimmerten von Golde. „Die Töchter der Freygelassenen," rief Seneca aus, „verschwenden jetzt mehr an Einem Spiegel, als der ganze Brautschatz betrug, den einst der Senat den Töchtern des Scipio verwilligte."

Ohne Begleitung von 8 bis 10 Bedienten konnte man sich nicht mit Anstand im Publikum zeigen. Das war noch ein sehr bescheidenes Gefolge, nur Advokaten begnügten sich damit. Andere erschienen von 50 und mehr Bedienten umgeben. Horaz erzählt vom Tigellius, er habe deren oft 200 hinter sich hergeschleppt. Noch andere hatten 10000, 20000 und noch mehr Knechte; nicht um Vortheils willen, (wie Athenäus bezeugt) sondern blos, um im Publikum mit größerem Pomp zu erscheinen. Dieß

zahlreiche Gefolge trat auch nicht etwa zerlumpt einher, (wie bisweilen die Diener-Schaaren der russischen Grossen) sondern Alles glänzte und schimmerte. Das schöne Geschlecht wetteiferte mit den Männern in diesem Prunke. Marcellinus zum Beyspiel erzählt: „Mit welchem Gefolge durchstreichen viele Matronen mit bedeckten Häuptern und Sänften alle Strassen der Stadt. Gleich erfahrnen Feldherrn, die zuerst die bissigsten Hunde dem Feinde entgegen stellen, dann leichter Bewaffnete, dann die Schleuderer, und endlich die Hülfsvölker; so sind auch die Führer eines solchen Zuges emsig bekümmert, wie sie Alles in die Ordnung fügen wollen. Da stellen sie zuerst das ganze Weiber Personale an die Spitze; dann folgt das Küchendepartement; dann der vermischte Dienerhaufe, zu dem sich alle Müssiggänger aus der Nachbarschaft gesellen, und endlich die Menge der Verschnittenen, mit bleichen, verzerrten Gesichtern." — Auch der heilige Hieronymus spricht von einem ganzen Heere von Verschnittenen, unter denen besonders die Narren (moriones) theuer bezahlt wurden, bisweilen mit 1000 Gulden, da man hingegen einen vernünftigen Knecht um 200 kaufen konnte.

Wenn die Damen schon unter dem Hanz so einen solchen empörenden Luxus trieben, so ist leicht zu errathen, daß sie in ihren Häusern nicht wenig prunkten. Einen Hausrath, der eben noch nicht unter die kostbaren gehörte, schätzte Martial auf 300000 Thaler. Ein einziges Bad, vermuthlich von Gold, wurde mit 120000 Thaler bezahlt. Küchengeschirre, Tische, Wagen sogar waren von Silber. Es gab silberne Gefäße, die hundert Pfund wogen. Ein gewisser Drusillanus, ein Knecht des Kaisers Claudius, setzte die Vorkost in 500 solchen silbernen Gefäßen auf, zu deren Verfertigung eine eigne Fabrik war erbaut worden. Andere hatten 800 silberne Schüsseln, noch weit schwerer an Gewicht. Bald blieb es nicht mehr beym Silber allein, es wurde Gold hinzugefügt. Goldene Henkel oder eingelegte Blumen. Endlich bediente man sich des Goldes allein, und machte sogar Nachttöpfe daraus, bis Tiberius diese Herabwürdigung verbot, und die goldenen Gefäße blos dem Gottesdienst weihte.

Plinius erzählt: So viel Silber als ganz Carthago, diese Nebenbuhlerin um die Weltherrschaft, durch die Siege des Scipio Africanus besessen, so viel Silber sey jetzt zu Rom blos an Tischgefäßen. Dabey trank man aus Bechern

von Onyx, Perlmutter, künstlich verarbeiteten Gold und Silber, deren Füße mit Smaragden und Edelsteinen verziert. Aber diese herrlichen Becher hatte man auch so lieb, daß man zu jedem Gaste einen Wächter stellte, damit keiner gestohlen würde. (Siehe Juvenals fünfte Satyre.) Manche Becher waren aus einem einzigen Edelsteine geschnitten, und ruhten auf goldnen Füßen. Bestand die Materie bloß aus Silber, so suchte man durch die Größe den Werth zu erhöhen; der Censor Fabricius beschuldigte seine Collegen im Senat, daß er eine Schale habe, die über zehn Pfunde wiege; folglich 12000 Thaler kostete. Der Redner Crassus besaß zwey Weinbecher von gleichem Werthe. — Noch theurer als Gold und Silber wurden die aus Myrthenholz verfertigten Geschirre bezahlt, nemlich mit 24000 Thalern, und der sterbende Petronius zerschlug ein solches Gefäß, damit es nicht in Nero's Hände fallen sollte. — Am kostbarsten war Crystall, denn eine Hausmutter, die wie Plinius versichert, nicht einmal reich war, kaufte ein crystallenes Gefäß für 45000 Thaler. Daß man keinen geringen Luxus mit den Leuchtern trieb, ist zu vermuthen. Plinius erzählt von einem Mann, der sich nicht geschämt habe, einen Leuchter um so hohen Preis zu kaufen, als der ganze Gehalt eines Mi-

stair-Tribuns betrage, das hieß also, um 15000 Thaler.

Große, runde Tische, von Gold, Silber, Citronenholz, die oft von Geschlecht auf Geschlecht vererbt wurden, hatten Füße von Elfenbein, kunstreiche Thiergestalten. War das Citronenholz sehr maserig, so stieg der Preis ungeheuer, bis auf 50000 Gulden, und solche Tische hatte man bisweilen bey hunderten. Z. B. Annius besaß deren fast 300, wie Martial behauptete. Dieß fleckichte Holz blieb stets höher im Werthe als Gold.

Die Betten mußten recht groß seyn, die Füße von Onyx. Gold und Silber wurde gleichfalls daran verschwendet. Ein Sklave, der eine Silberplatte von Caligula's Ruhebett stahl, wurde sogleich dem Henker übergeben. Bald machte man sie ganz von Silber, und endlich schaffte sich Pollio, ein römischer Ritter, gar Eines von lauterm Golde an.

Die Wagen waren anfangs von Erz, dann von Elfenbein, endlich von Silber, und zwar so häufig, daß Severus genöthigt wurde, deren Gebrauch durch ein Gesetz blos den Senatoren zu

ver-

verwilligen. Dieß Gesetz wurde aber nicht lange beobachtet. Es blieb nicht einmal beym Silber, man vergoldete es, und verzierte es mit Edelsteinen. Je höher der Wagen, je vornehmer dessen Besitzer. Natürlich mußten solche Wagen auch prächtig angespannt werden; goldenes Geschirr bedeckte die Maulthiere. Wenn Nero reiste, so führte er tausend Wagen mit sich, und seine Maulthiere waren mit Silber beschlagen, die seiner Gemahlin Poppea sogar mit Gold.

Jetzt laßt uns die Wohnungen dieser Schwelger betreten. Da schimmert Alles von Marmor und Gold, die Mauern, Säulen, Fußböden u. s. w. Ein gewisser Mamurra war der Erste, der sein ganzes Haus mit Marmor incrustirte. Nach der Untersöchung Carthago's wurden die Plafonds im Capitol zum Erstenmal vergoldet; bald aber gieng auch dieser Luxus in die Privathäuser über. „Wir leben," rief der heilige Hieronymus, „als sollten wir morgen sterben, und bauen, als sollten wir ewig leben. Wände, Plafonds und Säulen schimmern von Golde." — Tertullian erzählt auch von kostbaren, in Tyrus verfertigten Tapeten. —

Des Säulenschmucks bediente man sich sehr häufig. Nicht selten wurden mehrere hundert an einem einzigen Gebäude gesehen. Oft wurde jedes Gebäude durch einen Springbrunnen erfrischt.

Der Umfang der Wohnungen war ungeheuer. Ein Alter klagt, daß der Pallast des Augustus gerade so viel Raum eingenommen, als vormals das ganze Landgut des Cincinnatus. Unter Nero besaßen Einige von den Knechten dieses Wüthrichs Fischteiche, die halb so groß waren. Und Plinius ruft aus: „So haben die nicht gewohnt, welche dieses Reich gegründet; sie giengen vom Pfluge oder Heerde zu Triumphen, und ihre Aecker waren kleiner als jetzt die Zimmer ihrer Enkel.“ Darum vergleichen auch Sallust und Seneca die Häuser mit ganzen Städten. Nicht blos in die Länge und Breite, sondern auch in die Höhe, wurden die Gebäude über die Gebühr ausgedehnt. Cetronius baute, nach Juvenals Zeugniß, ein Haus, das höher war als die Tempel des Hercules und der Fortuna, Posthes ein anderes, das noch noch über das Capitolium hervor ragte.

Obstgärten und Lusthaine waren in den Ringmauern solcher Wohnungen eingeschlossen, befanden sich auch wohl auf den Dächern. Die Obstbäume standen in grossem Werth. Ein einziger Apfelbaum warf seinem Besitzer jährlich 100 Gulden ab. Das war wahr, wie Plinius sagt, als unsere Väter aus ihren Landgütern zogen. Hier ist nur von gemeinen Bäumen die Rede, aber sie hatten deren auch seltene zur Pracht und zum Vergnügen, zum Exempel den Lotus. Valerius Maximus erzählt: Domitius habe seinem Collegen Crassus vorgeworfen, daß er seinen Portikus mit Hymettischen Säulen verziert habe. — „Wie hoch schätzest du mein Haus?“ fragte Crassus. Antwort: sechzigmal hunderttausend Sestertien. „Und um wie vielmal willst du es geringer schätzen, wenn ich zehn Sträucher (arbusculos) heraus habe?“ — um dreyssigmal hunderttausend Sestertien. — Also kosteten diese zehn Bäumchen 150000 Gulden.

Der Pallast des Clodius, der von Milo ermordet wurde, kostete 1,100000 Gulden. Vermuthlich waren keine von jenen Bäumen darinn, denn sonst würde er noch weit höher geschätzt worden seyn. — Hirius zog jährlich, blos aus

den Gebäuden, die seine Fischteiche umgaben, 600000 Gulden.

Dieser Bau-Luxus verbreitete sich außerordentlich schnell. Unter dem Consulat des Lepidus und Catulus, 29 Jahr vor Julius Cäsar, war das Haus jenes Lepidus das schönste in Rom, und 35 Jahr nachher gab es schon hundert Häuser daselbst, die schöner waren als das Seinige. Ich schweige von Nero's goldenem Hause, welches bekannt genug ist.

— Und wie wurde in solchen Wohnungen geschmaust? — Welch ein Schwarm von Dienern erwartete die Gäste? „Wie drängt sich Alles um den Feuerheerd! seufzt Seneca. „Ich gehe vorüber an den Heerden von unglücklichen Knaben, auf die, nach geendigtem Schmause, in Schlafzimmer noch eine andere Schmach wartet. Ich gehe vorüber an den Schaaren von Erwachsenen,*) die nach Nationen und Farben eingetheilt sind, Alle gleich glatt, Alle den ersten

*) Exoletorum. Man weiß, welchen schmutzigen Nebenbegriff die Alten mit diesem Worte verbanden.

Pflaum ums Kinn von gleicher Länge, Alle einerley Haar, damit derjenige, der schlichtes Haar hat, ja nicht mit dem Krauskopf vermischt werde. Ich gehe vorüber an den Schaaren von Fischern und endlich von Bedienten, die, auf ein gegebenes Zeichen, die Speisen aufgetragen. Guter Gott! wie viele Menschen setzt ein einziger Magen in Bewegung!“

Wie viel kostete nun wohl ein solcher Schmauß? — Ein bloßes Frühstück, oder so etwas dergleichen, womit Lucullus den Cicero und Pompejus bewirthete, kostete 10000 Gulden. Vitellius gab keine Mahlzeit unter 20000. Ein officieller Schmauß, beym Antritt eines Amtes, konnte auch von den frugalsten Männern nicht unter 150000 Gulden bestritten werden. Manchem kostete es noch einmal so viel. Wenn Lampridius nicht übertreibt, so verzehrte Heliogabalus bey jeder Mahlzeit 50000 Gulden, und oft noch sehr viel mehr. Da wurde freylich eine einzige Tracht Speisen mit 50000 Gulden bezahlt. Der Satyriker Juvenal rügt, daß man bey einer einzigen Mahlzeit ein ganzes Erbe vergeude. Anfangs hatte man nie mehr als zwey Trachten, bald stieg es auf sieben, und Heliogabalus ließ gar zwanzig aufsetzen. Unter diesen war denn

bisweilen eine einzige Schüssel, die 30000 Gulden kostete. Und wer konnte eine solche Schüssel bezahlen? der Schauspieler Aesop; nach Plinius. Damahls gieng also wenigstens die Kunst nicht nach Brodt.

Und was lagen denn nun für herrliche Leckerbissen in einer solchen Schüssel? — nichts weiter als seltene Singvögel, an denen natürlich sehr wenig zu essen, und die auch wohl nicht besonders schmackhaft waren. Man nannte sie Zeigenköpfe und bezahlte das Stück mit 300 Gulden. Der Gaumen wurde also blos durch den Gedanken gekitzelt, welche große Summe Geldes man mit jedem Bissen in den Mund stecke; so wie man von dem sächsischen Hofnarren, Professor Taubmann, erzählt, daß er einst für hundert Thaler Holz auf Einmahl in den Ofen gesteckt, und doch nicht warm dabey geworden. Es war nemlich eine Cremoneser Violine. — Dem Vitellius kostete eine einzige Schüssel gar 50000 Gulden, und es wurde zu deren Zubereitung ein eigner Ofen im Felde erbaut. Er nannte sie den Schild der Minerva. Sie war gefüllt mit Lebern von Meerbrachsen, Gehirn und Fasanen und Pfauen, Zungen von Flamingo's, Milchen von Murmen; lauter

Leckerbissen, die weit übers Meer hergebracht wurden. Vitellius hatte aber auch einen vortrefflichen Appetit, und wenn er nicht mehr essen konnte, so gab er das Genossene wieder von sich. Sein Bruder bewirthete ihn einst mit 2000 Fischen und 7000 Vögeln von den seltensten Arten. Daß, bey dieser Liebhaberey am Schmausen, die Köche, die anfangs nicht mehr galten als ein gutes Pferd, zu ungeheuren Preisen stiegen, ist begreiflich. — Fische waren ein Hauptgegenstand des Gaumen-Luxus. Julius Cäsar ließ bey seiner Triumphmahlzeit 6000 Muränen aufsetzen. Sie wurden nach dem Gewicht geschätzt, und es war ein edler Zeitvertreib der Gäste, sie bey der Tafel zu wiegen. Eine Menge Notarien mußten dabey stehn, und beglaubigte Instrumente über das miraculöse Gewicht ausstellen.

Ich kann mich nicht enthalten, noch eine merkwürdige Stelle des Seneca anzuführen. „Wie unglaublich sind die Werke der Schwelgerey! wie oft wird die Natur belogen oder besiegt! Die Fische, in Behältern schwimmend, werden unter der Tafel selbst gegriffen und sogleich auf die Tafel gebracht. Man zeigt sie in gläsernen Geschirren; man bemerkt mit Vergnügen, wie bey

Tod ihre Farben nach und nach verändert, man würgt sie lebendig u. s. w." — — Gleich den Muräne wurde auch die Seebarbe (mullus) geschätzt, und mit mehrern hundert Gulden das Stück bezahlt. Der Muräne oder auch dem Stör, (accipenser) wiederfuhr die Ehre, daß man ihn gekrönt auf die Tafel trug, unter musikalischer Begleitung.

L. Crassus, ein Mann, der das Censorame bekleidet hatte, schämte sich nicht, eine Muräne, die in seinen Fischteichen gestorben war, bitterlich zu beweinen.

Austern und Meerigel waren gleichfalls sehr beliebt. Feinzüngler wußten gleich beym ersten Anbiß, woher die Austern, und beym ersten Blick, wo die Meerigel gefangen worden. Je größer die Austern, je besser. Sie wurden bey der Tafel aufgemacht. „O der arme Kranke!" ruft Seneca aus; „warum? — weil er die Austern aus dem Lucriner See nicht bey Tische öffnen kann." — Ein gewisser Sergius Orata war der Erste, der zu Bajä die Austerbehälter miethete, und den noch jetzt vortrefflichen Lucriner Austern den Vorzug vor allen Andern zusprach.

Wie hoch den Römern ihre Fischteiche zu stehen kamen, ist leicht zu berechnen, wenn man den Preis Eines dieser Fische kennt, und weiß, daß deren Tausende gehalten wurden. Varro sagt: die Fischteiche werden mit großen Kosten erbaut, mit großen Kosten gefüllt, mit großen Kosten unterhalten. Hirrius verschwendet jährlich 600000 Gulden daran. Viele Fische hatten ihre eignen Nahmen, und schwammen gehorsam herbey, wenn sie zum Futter gerufen wurden. Desertirte Fische verfolgte man durch Spione.

Unter den Vögeln behaupteten besonders die Krammsvögel den Ruf der Leckerhaftigkeit. Nach Varro wurden ihrer 5000 aus einem einzigen Vogelhause für 300 Gulden verkauft. Dem Aufidius brachten seine Pfauen jährlich noch weit mehr ein. Jedes Pfauenen kostete Einen Gulden, ein Paar Tauben 10 Gulden, und oft weit mehr. Denn nach Varro's Zeiten bezahlte man sie mit 200 Gulden. Da die Consumation aller dieser Vögel so ungeheuer stieg, so wurden auch, um sie in hinreichender Menge zu erziehen, Vogelhäuser angelegt, die größer waren als vormahls ganze Landhäuser. Dennoch gab es noch eine unzählige Menge von Jägern und Vogelstellern.

So viel vom Luxus der Lebendigen. Aber auch im Tode entsagte man der Verschwendung noch nicht. Im alten Rom war es freylich anders. Menenius Agrippa starb so arm, daß das Volk 600 Gulden zusammen schoß, um ihn zu begraben. Dasselbe geschah bey dem Tode des Valerius Publikola, wo die Dankbarkeit des ganzen römischen Volkes nicht mehr als einige tausend Thaler zu dessen Begräbniß aufbrachte. Hingegen wurden schon auf Syllas Scheiterhaufen 210 Tragbahren voll wohlriechender Gewürze geworfen. Bey dem Leichenbegängniß der Poppäa verschwendete Nero mehr Zimmt und Cassia, als ganz Arabien in Einem Jahr liefern konnte. Plinius schätzt, was Indien zu diesem Behuf nach Rom lieferte, jährlich auf fünf Millionen. Dann nehme man noch hinzu, wie viel die Scheiterhaufen selbst zu erbauen kosteten; wie viele kostbare Gewänder, Gold, Silber und Edelsteine man hinein warf; wie reichlich man das Volk bewirthete; die Fechterspiele, die Denkmähler, die Freylassungen — wie oft mußten da, um der leidigen Ehre willen, die Erben sich gänzlich ruiniren. Ein gewisser Isidorus, ein gemeiner Bürger, verordnete, daß sein Begräbniß 400000 Gulden kosten sollte. Anteros, ein Freygelassener, und nachmahls Einer von den sechs

Männern, (Sevir) vermochte seinen Collegen zu einem jährlichen Schmause 50000 Gulden. Nero's Begräbniß kostete zehn Millionen.

Aus alle dem laßt uns den ledigen Trost schöpfen, daß, wenn auch der Luxus in unsern Tagen noch zehnmal höher steigen sollte, dennoch nichts neues unter der Sonne geschieht.

Reise-Abentheuer.

(Ein kleiner Roman, dem Englischen nachgeahmt.)

Vor mehrern Jahren — denn aus der heutigen Welt darf man nichts erzählen — hatte ein gewisser Baron Blank, ein liebenswürdiger Bruder Lüderlich, mit Andern seines Gelichters ein ziemlich großes Vermögen durchgebracht, war dann aus Noth in holländische Dienste getreten, nach Batavia gegangen, dort vernünftig geworden, und kam endlich zurück mit einer wohlfeil gekauften Ladung Kaffee, und einem theuer bezahlten Schatz von Erfahrungen. Jene verhandelte er so vortheilhaft, und diesen benutzte er so

klüglich, daß er an beyden Zeitlebens genug hatte. Er legte sein erworbenes Vermögen auf Leibrenten und wollte nun in Ruhe leben. Aber es ist thöricht, wenn Menschen, an Thätigkeit verwöhnt, sich einbilden, es werde ihnen wohl thun in Ruhe zu leben. Das ist eben so viel, als wollte man eine Uhr nicht mehr aufziehen; der Staub setzt sich in die Uhr, die Langeweile in den Menschen, und die Langeweile ist ein fressender Staub. Das empfand auch Blank sehr bald. Um sich zu zerstreuen, beschloß er, seine Jugendfreunde wieder aufzusuchen, von welchen Alles er seit zwölf oder funfzehn Jahren nichts gehört hatte. Eigentliche Freunde erwartete er wohl nicht zu finden, aber es wären doch lauter lustige Brüder, mit denen er sich der fröhlichen Thorheiten erinnern konnte, deren man gewöhnlich, schon längst zur Vernunft gekommen, sich noch ganz gern erinnert; denn es geht den Männern mit ihren Jugend-Jahren, wie den Weibern mit ihrer Jugend-Schönheit, sie hören immer noch gern davon reden.

Zuerst erkundigte er sich nach dem Baron Fritz Hummel, der zweymal sein Secundant gewesen, und Einmahl sogar Spielschulden für ihn bezahlt hatte. Man sagte ihm, er besitze ein

kleines Landgut in der Gegend von Cölln. Blank eilte dahin.

Es war schon gegen Abend, als er von ferne zwischen italiänischen Pappeln ein Landhaus erblickte, dem ein rothes Dach und grüne Jalousien vor den Fenstern ein freundliches Ansehen gaben. Es stieß auf einen grünen, mit Stacketen ziemlich eingefaßten Hof. Eine schöne, junge Frau, sehr einfach und sauber gekleidet, saß vor der Thür, ein Kind von etwa vier Jahren im Lesen unterrichtend. Als sie den Fremden gewahr wurde, stand sie auf, trat ihm mit freundlichem Anstand entgegen, und fragte, wen er suche? — Den Baron Felix Hummel.

„Mein Mann ist nicht zu Hause.“ — Er war mein Jugendfreund.

„O so werden Sie ihm sicher willkommen seyn. Treten Sie herein. Er ist auf der Jagd und wird nicht lange weilen.“

Blank trat in das nette Häuschen, fand nirgend Luxus, doch überall Reinlichkeit und Bequemlichkeit, und die schöne, anspruchlose Wirthin entzückte ihn. Fast hatte er schon bey ihr

vergessen, warum er gekommen war, als Fritz Hummel mit einem Paar geschossener Rebhühner in das Zimmer trat. Die heiße ostindische Sonne, Jahre und Sorgen, hatten das Gesicht seines Freundes geschwärzt und gefurcht, er erkannte ihn nicht gleich. Doch kaum hatte sich Blank genannt, als Jener ihn mit ausgelassener Fröhlichkeit in seine Arme drückte, und in wenigen Minuten das ganze Register ihrer Jugendsünden mit ihm durchlief. „Du siehst," sagte Hummel, „ich bin noch ganz der Alte, nur etwas vernünftiger bin ich geworden, und das verdanke ich meiner Julie. Viel war nicht mehr aus mir zu machen, aber das wenige, was ich nun bin, hat ihre Liebe großmüthig aus mir geschnitzt." — Er schüttelte Julien bey diesen Worten die Hand, und sah ihr mit einer Art von Wehmuth ins Gesicht. Sie drückte mit einem zärtlichen Blicke seine Hand an ihre Brust.

Man setzte sich zur Tafel. „Kannst du noch trinken, Herr Bruder? Julie hat mir das Trinken abgewöhnt; aber keine Regel ohne Ausnahme; heute muß getrunken werden."

Das meynte Blank auch, und hatte zu diesem Behuf einige von ihm selbst an Ort und

Stelle gekaufte Bouteillen ächten Capweins mitgebracht. Die Herren wurden immer lauter, immer lustiger. Julie zog sich in ihre Kinderstube zurück.

„Herr Bruder," sagte Blank, Du hast ein schönes, herrliches Weib. Sie soll leben!"

„Ja sie soll leben," rief Hummel das Glas leerend, und seine Augen glänzten.

„Erzähle mir," fuhr Jener fort, wie bist Du Sünder zu dem Engel gekommen?"

Einem Jugendfreunde gegenüber, bey einem Glase Capwein ergießt das Herz sich leicht. Hummel erzählte, was er nicht einem Jeden vertraut haben würde.

Du weißt, ich bin ein alter Edelmann, hatte ein ziemlich großes Vermögen, und folglich das Recht, nichts auf der Welt zu lernen. Ich diente dennoch einige Jahre unter der Garde, wo ich schnell begriff, wie man ein Pferd tummeln, einen Pfeifenkopf braun rauchen und ein neues Schauspiel austrommeln muß. Daß auch

die

die hübschen Weiber sich meiner annahmen, ist dir bekannt. Sie vollendeten meine Erziehung. Ich war ein vollkommner Taugenichts, nebenher auch ein Händelsucher um der Ehre willen; das trieb mich aus dem Dienste. Ich hatte einem Vetter des Ministers ein Stück vom Ohr weg gehauen. Eigentlich wäre an seinem ganzen Kopfe nichts verlohren gewesen, aber sein Herr Oncle nahm die Sache krumm. Ich mußte entweichen. Das begab sich gerade zu einer Zeit, wo auch mein Vermögen auf die Neige gieng. Ich stellte zum erstenmahl vernünftige Betrachtungen an; mir war nicht wohl zu Muthe. Glücklicherweise hatte ich eine alte Tante in Cölln; glücklicherweise lag sie gefährlich krank darnieder, und ließ mir schreiben, ich möchte eilig kommen, um ihr die Augen zuzudrücken und ihre reiche Erbschaft in Empfang zu nehmen. Ich flog nach Frankfurt am Mayn.

Theils aus erzwungener Sparsamkeit, theils um der lustigen Gesellschaft willen, setzte ich mich dort auf das sogenannte Marktschiff, und fand was ich suchte. Mein erster Blick fiel auf ein junges, verliebtes Pärchen, einen langen, blonden Jüngling, aber so lang, daß man meynte, der Wind werde ihn zerknicken,

und so blond wie gebleichter Flachs. Das Mädchen hingegen — nun, das Mädchen war wunderschön, und so blöde, als schäme es sich seiner Schönheit. Die großen blauen Augen schlug sie nur nach ihrem blonden Ritter auf, für die ganze übrige Welt blieben sie verriegelt.

Ferner war da eine feiste Krämers Frau, Madam Rothbock — ein junger Mensch, der bleich und kränklich aussah, und ich weiß nicht, in welches Bad reisen wollte — endlich noch ein kurzer, dicker Rath mit kleinen blitzenden Augen, Inhaber eines am Rhein gelegenen schönen Landgutes.

Gleich in der ersten Viertelstunde kannt' ich meine Gesellschaft so ziemlich; besonders war mir klar, daß das schöne junge Mädchen eine liebliche Schlingpflanze sey, die sich an die blonde Hopfenstange schmiegte. Ich hielt mich daher vor allen Dingen an den jungen Herrn, der in die Welt hinein schaute wie ein neugebohrnes Kalb. Ehe eine Stunde verging, hatte ich sein ganzes Vertrauen gewonnen.

Herr Fink war ein Mutterſöhnchen, hatte Allerley werden ſollen, und war nichts geworden, ausgenommen Mitglied eines Liebhaber-Theaters, wo er Stühle ſetzte und Briefe trug. Dieſes Theater verehrte als Directrice eine gewiſſe Frau von Murriband, eine reiche Dame, auch noch ziemlich hübſch, und wer ſie auf der Bühne ſah, hätte ſchwören ſollen, ſie ſey nicht älter als zwanzig Jahre. Darum ließ ſie ſich auch ſehr gern auf der Bühne ſehn, und triumphirte dort über ihre hübſche Nichte, ein armes Fräulein, dem ſie das Gnadenbrodt ſehr ungnädig gab; eine arme Verwandte und vermuthliche Erbin, wenn ſie ſelbſt kinderlos ſterben ſollte, wozu ſie noch gar keine Luſt bezeigte.

Julie zählte kaum ſechzehn Jahre und war ſchön wie ein Engel, folglich der Frau Tante unerträglich. Nur ſeitdem das Liebhabertheater in Gang gekommen, hatte das arme Kind beſſere Tage, denn Frau von Murriband war dem hübſchen Mädchen in der Kunſt ſo weit überlegen, als Jene ihr in der Natur. Die Tante ſpielte auch immer die ſogenannten Force-Rollen, während die Nichte die zweyten Liebhaberinnen ableyerte. Natürlich drängte ſich

nach jedem Schauspiel der lobpreisende Haufe um die prima donna; die schöne Julie wurde, zu großem Wohlgefallen der Tante, von den Kennern übersehn, genoß aber dagegen daheim einer mildern Behandlung, die sich auf ein gnädiges Mitleid gründete.

Ganz war sie doch nicht übersehen worden, denn Herr Fink fand sie allerliebst, und hegte bald den Wunsch, auch einmal eine Liebhaberrolle zu spielen. Da ihm diese verweigert wurde, so übte er sich wenigstens vorläufig hinter den Coulissen, und Julie, die sich plötzlich von der zweyten zur ersten Liebhaberin erhoben sah, fand großes Behagen an diesem noch unbekannten Gefühl. Alle Vollkommenheiten, mit welchen ihre Phantasie den ersten Jüngling, der ihr gefallen sollte, ausgestattet, lieh sie freygebig dem blonden Seladon, der ihr Herz bewegte, weil es eben sehr beweglich war; so wie ein Blumenkelch sich aufthut, nicht weil ein gemeiner Schmetterling ihn umflattert, sondern weil die Morgensonne scheint. Doch gleichviel, er liebte und sie bildete sich ein zu lieben.

Aber was sollte daraus werden? sie von Adel und arm; er ein Bürger und nicht reich.

Lange hofften sie auf einen deus ex machina, wie er so oft in den Schauspielen erschien, welche sie darstellen halfen; lange sahen sie sich nach einem Vetter von Lissabon um, oder nach einem großmüthigen Engländer, der alle seine Wege mit Guineen pflastert. Als beyde ausblieben, und das Verlangen, einander zu besitzen, immer heisser wurde, wagte endlich Herr Fink — nach einer Vorstellung von Selbstbeherrschung, in welcher Frau von Murrband die Hauptrolle mit rührender Wahrheit gespielt hatte — um die Hand ihrer schönen Nichte zu werben, befand sich aber schon bey den letzten Worten, durch ein paar handfeste Bediente, in der größten Geschwindigkeit bis vor die Hausthür versetzt, und stand verwundert über die hitzige Tante, welche noch vor wenigen Stunden die Selbstbeherrschung so vortreflich zu erkünsteln wußte. Zu seinem noch größern Schrecken wurde er aus der Zahl der Mitglieder des Liebhabertheaters ausgestrichen, obschon er sich immer fest eingebildet, er sey unentbehrlich. Nun sah er Julien nicht mehr, und gerieth, trotz seiner blonden Schlossheit, in eine Art von sanfter Verzweiflung.

Auch ihre Neigung wurde lebhafter, seitdem das zur Treppe hinabgeworfene Bild des armen, langen Fink sie stets verfolgte. Diese um ihretwillen erlittene Schmach, und die harten Spöttereyen der Tante, bereiteten sie vor, Alles zu wagen, um das unleidliche Tantenjoch im Arm der Liebe abzuschütteln. Herr Fink bestach eine gutherzige Küchenmagd; Briefchen wurden gewechselt, sogar ein nächtliches Rendezvous in der Küche veranstaltet, beym Zirpen der Heimchen, die den warmen Heerd belagerten.

Was blieb den armen Kindern übrig? — einander ewig zu lieben, war nun einmal ihr Loos; und daß diese heiße Liebe jemals erkalten könne, eine Blasphemie, die keiner auszusprechen wagte. Sie hatte freylich nichts und ein bischen wenig; aber beyde Gläubige wußten aus ihren Schauspielen, daß Kartoffeln unter einem Strohdache Liebenden ganz vortrefflich schmecken. Folglich wurde muthig beschlossen, dem Wink der Liebe zu folgen, das heißt, davon zu laufen, und im nächsten Dorfe sich copuliren zu lassen. Das Erstere war leichter als das Letztere. Sie liefen wirklich in einer schönen Nacht davon, aber weder in nahen noch in fernen

Dörfern wollte man sie copuliren; überall fragte man nach Erlaubnißscheinen und dergleichen unnützen Dingen; nirgend wollte man den wichtigen Grund gelten lassen, daß der lange Herr Fink und die schöne Julie sich liebten und ewig lieben würden. So waren sie nach und nach bis Frankfurt am Main gepilgert, und hatten hier kurz und gut beschlossen, mit dem Marktschiff nach Cölln zu fahren, dort allenfalls katholisch zu werden, wenn man sie unter keiner andern Bedingung vereinigen wolle, und dann bey der ersten besten herumziehenden Schauspielergesellschaft die süßen Kartoffeln zu suchen, welche künftig ihrer Liebe zur Nahrung dienen sollten.

„Wozu so viele Umstände?“ fragte ich die seufzende Hopfenstange, „Sie sind ja doch nun einmal Eheleute vor Gott, und in dem Stande, welchen Sie erwählen, läßt man sich nach Belieben copuliren oder nicht; man lebt mit einander, so lange man sich liebt.“

„Ewig! ewig!“ unterbrach mich der blonde Jüngling.

„Nun ja, auch ewig, wenn Sie wollen.“

„Ach! Sie kennen meine Julie nicht! ihre Tugend bringt mich zur Verzweiflung; vergebens habe ich ihr vorgestellt, was sie ohnehin längst aus unsern Schauspielen gelernt haben könnte, daß nähmlich nur die Herzen den süßen Bund knüpfen, und daß für wahrhaft Liebende alle Ceremonieen völlig überflüssig sind. Eigensinnig beharrte sie darauf, mir alle Gunstbezeugung zu verweigern, bis wir am Altar die Ringe gewechselt. Es soll irgendwo einen armen Teufel geben, den man Tantalus nennt, der soll, von heissem Durst gepeinigt, bis an den Hals in Rheinwein schwimmen und nicht trinken können; sehen Sie, mein werther Herr, so ist mir zu Muthe.“

Ich muß mir Zwang anthun, dem faden Burschen nicht ins Gesicht zu lachen, aber seine Julie war, durch diese vertrauliche Mittheilung, mir höchst interessant geworden. Ich konnte das Auge nicht von ihr wenden. Sie bemerkte es und schlug erröthend das ihrige nieder. Herzliches Mitleid empfand ich für sie. Freylich hatte sie nur einen Fehl tritt gethan, und war noch nicht gefallen, aber wie nahe schien dieser Fall! — Zwar traute ich ihr zu, daß sie bey ihrem weissen Schäfer mit den Kaninchenaugen eben keine große Gefahr laufe; doch wie bald konnte der

unbedeutende Entführer durch einen schlauen Verführer abgelöst werden, und ich selbst hatte gar nicht übel Lust, diese Rolle zu übernehmen. Vor der Hand schränkte ich mich noch auf das Beobachten ein.

Man redet immer vom Müssiggang als der Mutter aller Laster, allein man erwähnt nie des Vaters dieser häßlichen Kinder, er heißt Noth. Geldmangel Herr Bruder, ist der erste und größte Feldherr auf der Welt, auch der am schwersten zu verbergende; man bemerkt ihn bey jedem Schritt und man verzeiht ihn nie. Alle andere Gebrechen hindern nicht am Essen, Trinken, Schlafen, aber Geldmangel stört jede Function des Leibes und der Seele; er ist die schmerzlichste und unheilbarste Krankheit; er schafft mehr Spitzbuben und Freudenmädchen, als alle übrige Laster zusammen genommen; er vergreift sich sogar an der Liebe, und, wenn er sie nicht ganz zu ersticken vermag, so ermordet er wenigstens ihre Gefährtin, die Treue.

Diesen verdammten Fehler besaß Fink und Julie in einem hohen Grade. Sie hatte sich entführen lassen und nichts mitgenommen als ihr Herz. Er hatte zwar die Sparbüchse einer alten

Großmutter geplündert, und meynte in den ersten Tagen, er sey gewaltig reich; doch die Goldstücke verwandelten sich bald in Silber, das Silber in Kupfer, und, als beyde sich auf das Marktschiff begaben, hatten sie nur eben noch so viel, um dafür einen Speisekorb zu füllen.

So lange indessen dieser Speisekorb noch nicht geleert war, schienen sie lustig und guter Dinge, assen, tranken und sahen sich zärtlich an. Sie luden auch sehr gastfrey die ganze Gesellschaft zum Mitessen ein, ohne einen Augenblick daran zu denken, wo Morgen etwas anders herkommen sollte. Der Korb wurde bald leer. Doch während der Verdauung gieng noch alles gut, beyde waren satt und speisten zum Dessert das Confect der Liebe und Hoffnung.

Unglücklicherweise haben junge Leute gewöhnlich vortreffliche Magen, selbst wenn sie verliebt sind; und obendrein auf Reisen, auf einer Wasserreise, da zehrt die Luft. Der Hunger stellte sich schnell wieder ein, mit ihm ein gewisser Ernst, denn eine Art von Traurigkeit, ein gewisses Schmachten; sie sahen einander verstohlen an, waren zerstreut, sprachen nicht mehr. Ich errieth, was in ihnen vorgieng.

Madame Rothbock schien es auch zu errathen. Sie hatte gleich anfangs ein lüsternes Auge auf den langen blonden Jüngling geworfen, jetzt bot sie ihm mit vieler Freundlichkeit ein Stück von einer geräucherten Zunge. Man sah deutlich, wie gern er es angenommen und mit Julien getheilt hätte, allein Julie machte eine Bewegung mit dem Kopfe, als wollte sie sagen: von dieser Frau will ich nichts. Auch hatte Frau Rothbock sie mit keiner Geberde zur Theilnahme eingeladen, folglich dankte Fink und aß nicht.

Die Krämers Frau versicherte etwas empfindlich, alle Speisen, die sie mit sich führe, seyen delicat, denn sie sey von Jugend auf delicat gewöhnt, und habe auch, Gott sey Dank, so viel, daß sie es wohl bestreiten könne. Sie sey eine junge Wittwe von kaum sechs und vierzig Jahren, und weiter wolle sie vor der Hand nichts sagen. — Jetzt zog sie einen Spiegel aus der Tasche, musterte ihr dick gepudertes Haar, strich die buschichten Augenbraunen zurück, kniff die blauen Lippen roth, klagte, daß ihre schwarze Haut an der Luft ein wenig braun geworden, und daß die Hitze im Schiff unerträglich sey. Ein kalter Wind wehte, sie nahm ihn für einen Zephyr, und riß das Halstuch

vom runzlichen Busen. Vermuthlich erwartete sie grosse Wirkung von diesem letzten Theater Coup.

„Nun junger Herr?“ rief sie, indem sie sich abermals zu Fink wandte, „werden Sie noch lange den Gräusamen spielen? meine geräucherte Zunge noch immer verschmähen!“

Mit komischem Ernst vermahnte ich meinen neuen Freund, minder ungefällig gegen eine Dame zu seyn, deren Zungen, sowohl die geräucherte als ungeräucherte, so köstlichen Genuß versprächen. Er schien verlegen; Julie hingegen brach in lautes Gelächter aus, und die ganze Gesellschaft stimmte plötzlich ein. Die kleinen Augen der Madam Rothbock funkelten; Scharlach färbte ihre hängenden Wangen, ein Ungewitter brach los. Sie packte die Eine Zunge wieder ein, und bediente sich der Andern, um so lange zu belfern, bis der trockne Gaumen sie zu einer Pause nöthigte.

Indessen hatte der junge Mensch mit der bleyernen Gesichtsfarbe auch einen Speisekorb geöffnet, in welchem sich allerley Leckerbissen befanden, die er selbst kaum anzusehen wagte,

und die er, mit einer gewissen vornehmen Nachlässigkeit, Julien hinschob, viele Entschuldigungen durch die Nase schniffelnd, daß er nichts besseres ihr vorzusetzen habe. Dabey schwur er zwanzigmal auf seine Ehre, daß er, blos um seiner Gesundheit willen, in einem so verdammten Fahrzeug reise, und daß er seinen englischen Reisewagen, nebst einigen Bedienten, in Frankfurt zurück gelassen.

Herr von Jammerfett, (so hieß der vornehme Patient) hatte sich ein ganzes Jahr in Berlin aufgehalten, wo Freudenmädchen, Spieler und Restaurateurs um die Wette seinen Beutel gefegt und ihn endlich so zugerichtet hatten, wie seine bleiche Figur zeigte. Allein er glaubte, seine hohe Bildung dennoch nicht zu theuer erkauft zu haben. Er hatte Fichte gehört, und behauptete, ihn zu verstehn. Er hatte Schlegel besucht und verehrte in ihm den Wiederhersteller der dramatischen Kunst. Er hatte Merkel bewundert, fast so sehr als Merkel sich selbst bewundert. Er hatte Iffland deklamirt, und erzählte, Iffland habe sich viel darauf zu gute gethan. Er gab auch zu verstehn, daß Einige von den ersten Schauspielerinnen bis zum Sterben in ihn verliebt gewesen, und daß sie jedesmal schlecht ge-

spielt hätten, wenn sie ihn nicht unter den Zuschauern gewußt. Nach diesen Confidencen, die er wohl hundertmal durch die Parenthese: Aber es bleibt unter uns, unterbrach, schien es ihm unmöglich, daß Julie ihm wiederstehen könne. Er sah ihr mit derjenigen noblen Unverschämtheit ins Gesicht, welche unsere heutigen Jünglinge so außerordentlich wohl kleidet, und den meisten Mädchen so vortrefflich imponirt. Er fuhr sich mit beyden Händen in die Haare, und suchte kunstreich einen hohen Kamm zu bilden, der die Eroberung vollenden sollte. Vergebens! all sein modisches Affengezier gieng an dem hübschen Mädchen verloren. Nur auf seinen Speisekorb heftete sie einen lüsternen Blick, doch da ihr Herzgeliebter die Gaben der Madame Rothbock heldenmüthig ausgeschlagen hatte, so verschmähte sie mit gleichem Heldenmuthe die Opfer des Herrn von Jammerfett.

Indessen sah ich wohl, daß sie, über lang oder kurz, der Tyranney ihres Magens unterliegen würde; eine Bemerkung, die, mein Interesse für sie nicht im geringsten schwächte. Denn ob mir gleich ein gefrässiges Frauenzimmer in den Tod zuwider ist, und ein hübsches Mädchen beym Essen nie den Mund weiter öffnen sollte, als nöthig

ist, um drey Erbsen hinein zu schieben; so ist mir doch auch sehr lächerlich, wenn ein Liebhaber, in Geistigkeit aufgelöst, nur mit Abscheu daran denkt, daß seine Geliebte auch essen und trinken muß.

Mein Instinct sagte mir, daß es hier nur darauf ankomme, die beyden jungen Leute in eine behagliche Stimmung zu versetzen, ihnen Dank und Complimente zu ersparen. Darum hohlte ich jetzt auch meinen Speisekorb unter der Bank hervor, setzte mich, ohne ein Wort zu sagen, zwischen beyde, schnitt eine Rebhühner Pastete an, nahm beyde Backen voll, und machte dann mit Messer und Gabel links und rechts eine einladende Bewegung. Beyde nickten freundlich, wagten aber noch nicht zuzulangen. Ich legte vor, wiederholte meine Pantomime, und stellte mich, als ob mein eigner Hunger mich hinderte, sie zu beobachten. Aber mit einem halben Seitenblick sah ich, wie Juliens Gabel nach dem Teller schlich, der Blonde folgte ihrem Beyspiel, und in der nächsten Minute waren unsere sechs Kinnbacken in gehöriger Bewegung.

Madame Rothbock sah zu und schmauste. Herr von Jammerfett sah zu und spöttelte, hatte

über meine soldatische Manier, bald über die weibliche Laune, die seiner zierlichen Einladung widerstanden, hingegen einer stummen Beredsamkeit so schnell nachgegeben hatte. Ich ließ ihn plaudern und freute mich im Stillen, daß ich dem Pärchen Zutrauen eingeflößt. Nur einmal, als er einen ungewählten Ausdruck brauchte, fragte ich ihn obenhin: ob er auch auf Reisen Pistolen bey sich führe? — Der Wink half.

Julie wurde gesprächig. Ihre schönen Augen ruhten bisweilen auf mir. Ich nahm mich wohl in acht, sie zärtlich anzublicken, um sie nicht wieder scheu zu machen. Ich wußte, daß man gewisse Ansprüche bey dem schönen Geschlecht am sichersten durchsetzt, wenn man gar keine zu machen scheint. Die Mädchen sind dann nicht auf ihrer Hut und werden gefangen wie die Nachtigallen. Ich überließ mich ganz der lustigen Laune, die was schöne Erbtheil meiner Jugend war. Ich warf mich Madam Rothbock zu Füssen, und schwur, ich werde nicht eher aufhören, bis sie zum Zeichen einer allgemeinen Versöhnung, einen Rebhuhnflügel, den ich ihr unter die Nase hielt, zu verzehren geruht habe. Ich fand Gnade vor ihren Augen, ihr Gesicht entrunzelte sich; sie nahm die Gelegenheit wahr, den blonden

Fink

Fink eifersüchtig zu machen. Liebäugelnd griff sie mit einer ihrer dicken Fäuste nach dem Rebhuhn, mit der andern nach meinem Kinn, hob mich auf und sagte: ich hätte allerliebste Manieren; ich gliche wie ein Tropfen Wasser dem andern, einem Vetter ihres verstorbenen Mannes, den sie habe heyrathen wollen, und wäre der Schelm nicht durchgegangen, sie würde ihn sehr glücklich gemacht haben. Dann fuhr sie mit gelöster Zunge fort:

„Auf Reichthum seh' ich es gar nicht an, ich habe, Gott sey Dank, meine Schäfchen im Trocknen, und wenn ich nur Gegenliebe finde — aber Gegenliebe muß ich finden, und die glaube ich denn auch wohl zu verdienen. Ich bitte, meine Gestalt nicht nach ihrer jetzigen Localität zu beurtheilen, der Kummer und ein gewisser Chagrin haben mich etwas abgemagert; aber es gab eine Zeit, wo ich sehr rund und potelirt, dabey über die Masse zierlich war. Je nun, die Zeit kann auch wiederkommen; von Natur bin ich eines lustigen Humors, und wenn ich nur erst die gehörigen Consolationen finde, so werde ich wieder aufgehn wie ein zarter Teig."

Bey diesem süßen Geschwätz verwarf sie die Augen so kunstreich, daß weder Fink noch ich errathen konnten, wem eigentlich von uns beyden sie ihre Gunst zugedacht habe. Ich hatte nicht Lust ihre Schicken zu meinem Vortheil auszulegen, hingegen hatte ich grosse Lust, den Blonden so viel möglich von Julien zu entfernen, darum schwur ich, mein Tranchirmesser nicht eher in die Scheide zu stecken, bis es mir gelungen, die liebenswürdige junge Wittwe mit Herrn Fink auszusöhnen. Ohne Umstände ergriff ich des Jünglings weiche Hand, und legte sie in die rothe Faust der Krämerin, die sich auch sogleich verschloß, wie die Blätter jener Pflanze, welche Fliegen fangen. Fink schwieg aus Verlegenheit; das nahm die gute Dame für ein Bekenntniß seiner Schuld, und eine Bitte um Verzeihung.

„Ach!“ sagte sie, „man muß Geduld und eine Art von Patience mit jungen Leuten haben.“

Von diesem Augenblicke an ließ sie ihn nicht mehr los.

Während der feyerlichen Versöhnungsscene hatte Herr von Jammerfett sich wieder zu Julien

gesellen und sie von seinen Verdiensten unterhalten; denn du mußt wissen, daß jetzt in Deutschland die jungen Herrn diese Mühe selbst übernehmen. Julie hörte zu und nickte bisweilen mit dem Kopfe, woraus Jammerfett natürlich den Schluß zog, daß sie nunmehr überwunden sey.

Sechs Stunden waren nun schon seit unserer Abfahrt verflossen, und noch hatte der kurze dicke Herr Rath — er hieß Schafrath — nicht ein Wort gesprochen. Er schlief, oder stellte sich schlafend, denn ich ertappte ihn ein paarmahl, wie er mit halb geöffneten Augen nach Julien blinzelte. Er zählte schon über fünfzig Jahre, allein er war so wohl genährt und gekleidet, daß man ihm höchstens vierzig gab. Die sechs Stunden seines Schweigens hatte er vermuthlich dazu angewandt, uns zu studieren, und seinen Plan auf dieses Studium zu bauen. Er hielt sich fürs Erste aus guten Ursachen an Mylady Rathhaus, und gewann diese Thörin sehr leicht, indem er sich leise wunderte, daß sie bey ihrer Jugend und Gestalt noch nicht zur zweyten Ehe geschritten sey. Er theilte ihnen solches mit sehr ernsthafter Miene, und unterstützte seinen Rath durch den bekannten Spruch: daß freyen besser sey als Brunst leiden.

Sie war entzückt von ihm. Beyde wurden in kurzem so vertraut, daß sie einander bestündig in die Ohren flüsterten und wenig Notiz von uns nahmen.

So gelangten wir endlich nach St. Cour, wo wir essen und schlafen sollten. Fink zog mich bey Seite, sprach von der Sympathie edler Seelen, und zeigte mir seinen leeren Beutel. Ich bat ihn, ohne Umstände den Inhalt des meinigen zu theilen. Er breitete seine langen Arme aus und drückte mich an seine flache Brust. „Es ist nicht der Rede werth," sagte ich ihm. Es wäre mir aber nicht lieb gewesen, wenn er meine berechnete Freygebigkeit würklich der Rede nicht werth gehalten, und Julien verschwiegen hätte. Ich bemerkte bald, daß sie nun das Geheimniß wußte, denn sie sah mich oft mit einer gewissen freundlichen Verlegenheit an, und ihre Blicke schienen zu sagen: ich möchte dir gern von Herzen danken. Ich that, als sey nichts vorgefallen, allein ihr Dankgefühl war so lebhaft, daß die Gesellschaft es bemerkte, und, da der Grund ihr unbekannt blieb, eine aufkeimende Liebe zu mir vermuthete. Die kleinen, grünen Augen der Madam Rothbos schimmerten wie Kometkampen bey einer Illumination, denn sie hoffte, Julie

werde ihr das Finkenherz nun nicht mehr streitig machen. Die Blicke des Herrn von Jammerfett verriethen spöttisches Mitleid. „Es kostet mich nur ein Wort,“ stand darin geschrieben, „so werde ich von dem kleinen, hübschen Mädchen angebetet.“ Der dicke Rath schien mir nicht recht zu trauen. Er beobachtete fleissig aus verdrehten Augenwinkeln, und suchte mich so oft als möglich zu entfernen. Darum wähnte er, zum Exempel, es werde nöthig und ersprießlich seyn, daß Einer aus der Gesellschaft die Zeche besorge, und trug mir dieses Geschäfte, mit vieler Höflichkeit, als einen confidentiellen Posten an. Ich merkte seine List, allein ich übernahm das Amt, und that ihm den Gefallen, mich sehr lange in der Küche mit der Wirthin zu unterhalten. Eigentlich wollte ich hören, was Julie dazu sagen würde, und ich hatte das Vergnügen, sanfte Vorwürfe aus ihrem schönen Munde über meine lange Abwesenheit zu vernehmen.

Herr Schaafpelz gieng nun auch hinaus, um, wie er sagte, die Sorgen mit mir zu theilen. Er erzählte bey seiner Zurückkunft, daß er sämmtliche Gastzimmer untersucht, und so viel möglich nach unser Aller Bequemlichkeit die Schlafzimmer gewählt habe. Ich war neugierig zu wis-

sen, welche Vorkehrungen er getroffen, aber ich schwieg, weil Niemand fragte, und wir setzten uns zu Tische, Julie mir zur Seite, Fink in der Gefangenschaft der Madam Rothbock, der Rath und der Junker von Jammerfett pflanzten sich Julien gegenüber, jener mit leuchtendem Vollmonds-Antlitz, dieser ein Nebelfleck aus der Milchstraße.

Wir assen, tranken, schwatzten, lachten. So oft die junge sechs und vierzig jährige Wittwe ihren blonden Nachbar mit kindischem Muthwillen in die Arme zwickte, versäumte ich die Gelegenheit nicht, Julien ein freundliches Wörtchen zuzuflüstern, hüthe mich aber sehr vor faden Schmeicheleyen.

Nach aufgehobener Tafel war die Rede vom Schlafengehen, und nun rückte der Schaafpelz mit seiner Einrichtung hervor. Fink und ich bekamen Ein Zimmer; Julie das zweyte benachbarte; der Kranke ein drittes auf dem Gange; Er selbst und die Krämersfrau zwey an einander stoßende Gemächer, die durch einen kleinen Hof von dem Hauptgebäude getrennt waren. Ich begriff nicht gleich die Absicht des Herrn Raths. Ich meynte, es wäre am natürlichsten gewesen,

die beyden Damen in Ein Zimmer zu betten, und die Mannspersonen, wie es der Zufall fügen würde. Allein er hätte eine schlaue Berechnung dabey. Fink sollte mich bewachen, und er selbst wollte der Madam Rothbock nahe bleiben, um in dieser Nacht gewisse Verabredungen mit ihr zu treffen. Das wurde mir klar am andern Morgen, als beyde erschienen, und auf ihren Gesichtern ein gewisses Einverständniß zu lesen war. Ich beschloß um so mehr, auf meiner Huth zu seyn, da der Herr Rath von nun an einen ganz andern Ton anstimmte, mit vieler Salbung von Moral und Sitten sprach, und besonders mich mit zurückhaltender Höflichkeit behandelte.

Wir setzten unsere Reise fort. Herr von Jammerfett, der sich dem Orte seiner Bestimmung näherte und gegen Abend uns verlassen wollte, bot noch einmahl die ganze neuere Kunst zu lieben, das heißt, unverschämt zu seyn, auf, um Julien und uns Allen zu beweisen, daß er Schlegels Lucinden gelesen und studiert habe. Der Rath und Madam Rothbock nannten sich schon in süßer Eintracht Herr Nachbar und Frau Nachbarin; denn sie hatten die Entdeckung gemacht, daß das Landgut des Herrn Raths nur wenige Meilen von dem Landgut entfernt war,

welches der wohlselige Herr Rothbock, dem Kramhandel entsagend, anfangs als Pachter bearbeitet, und zuletzt von dem banquerouten Besitzer gekauft hatte.

Nach Jammerfetts Trennung von uns, welche — um Julien keine Ohnmacht zu verursachen — im Stillen vor sich ging — schwammen wir wohlgemuth auf den Wellen des Rheins dahin. Ich unterhielt Julien, Madam Rothbock klammerte sich an den geduldigen Fink, und der Herr Rath blinzelte bald hinüber bald herüber, störte mich so oft als möglich in meinen Herzens-Ergiessungen, und machte so oft als möglich den blonden Jüngling aufmerksam auf mein verdächtiges Flüstern. Aber Fink blieb ruhig, denn Julie hatte ja versprochen, ihn ewig zu lieben, und er kannte kein einziges Schauspiel, in welchem eine solche Zusage wäre gebrochen worden.

Ich selbst wußte nicht recht, was ich von Julien denken sollte: sie hatte diesem langen Menschen so manches aufgeopfert; sie äußerte in schönen Worten ihre Zärtlichkeit für ihn, auch wenn er nicht zugegen war; und dennoch schienen ihre göttlichen blauen Augen bisweilen eine andere Sprache mit mir zu reden. Das gab mir eine

seltsame Unruhe. Noch liebte ich sie nicht, allein ich war auf gutem Wege sie zu lieben. Wir wurden beyde zerstreut und nachdenkend. Das schöne Mädchen, dachte ich am dritten Tage, will sich wohl nur nebenher einen Zeitvertreib mit mir machen; das könnte meine Ruhe kosten. Besser, ich gehe.

Kurz und gut faßte ich den Entschluß, mich am andern Morgen von der gefährlichen Reisegesellschaft zu trennen. Ich sagte es der Hopfenstange, und erklärte auch freymüthig, warum ich es thun wolle. Er bewunderte meine Großmuth, stürzte mir um den Hals, und versicherte, er könne eben so wenig mich, als Julien entbehren; ja noch eher Julien, wenn er nicht ganz so, als sein Herz ihn überrede, von ihr geliebt werden sollte. Das ihrige auf eine Probe zu stellen, habe er schon längst gewünscht; die Gelegenheit dazu sey ihm sehr willkommen; er werde gern sehen, ja, er bitte mich sogar, Julien den Hof zu machen. Gelänge es mir, sie zu rühren, so habe sie ihn nie wahrhaft geliebt, und so gönne er sie lieber mir, als irgend einem andern. Sollte aber der Versuch selbst meiner Liebenswürdigkeit — wie er sich auszudrücken beliebte — mißglücken, so werde Er künftig ihres

Herzens um so gewisser, und folglich mir hoch verpflichtet seyn.

Ich stellte ihm vor, daß diese gefährliche Probe entweder für ihn oder für mich sehr traurig ausfallen könnte. Er lächelte und schien das Erstere für unmöglich zu halten. Das zwickte meine Eitelkeit; ich willigte trotzig in sein Begehren, und war von diesem Augenblick an Juliens erklärter Liebhaber.

Der dicke Herr Rath, der auch sein Plänchen gemacht hatte, überhäufte uns jetzt mit Höflichkeiten, besonders mich, den er zu fürchten schien. Er ließ überall Leckerbissen auftragen, bezahlte überall die Zeche, und wenn ich in ihn drang, uns Rechnung abzulegen, so versicherte er, das werde entweder nie geschehn, oder doch nur in seiner eignen Wohnung, die nicht weit mehr entfernt war, und wohin er uns Alle mit Ungestüm einlud, um einige Tage auszuruhen. Der Vorschlag wurde einmüthig angenommen. Das Landhaus, auf einem anmuthigen Hügel gelegen, schimmerte uns schon von ferne in die Augen. Wir stiegen aus dem Schiffe. Der Schaafpelz ließ einen alten vergoldeten Wagen, mit zwey dicken Ackergäulen bespannt, holen; die Damen

fuhren, die Herren giengen zu Fuße, und unser feister Wirth erklimmte athemlos seine freundliche, von Weinbergen umringte Wohnung, in welcher jedes Zimmer und jedes Hausgeräth wollüstige Bequemlichkeit athmete.

Nun hatte der Herr Rath alle Hände voll zu thun, um uns köstlich zu bewirthen. Alles bot er auf, was bey Julien ein lockendes Bild von seiner Lebensweise erwecken konnte. Dadurch und durch Finks Bestreben, die verabredete Probe auf keine Weise zu hindern, gewann ich Zeit und Gelegenheit, Julien nach und nach ein Geständniß meiner Liebe abzulegen. Sie sah mich wehmüthig an, schüttelte den Kopf, und Thränen traten ihr in die Augen. Das hieß, in Worte übersetzt: — (so wenigstens legte meine Eitelkeit es aus) — „Wäre ich nicht gebunden, so würde ich dich lieben." — Ich entdeckte ihr nun meine Uebereinkunft mit ihrem blonden Sylphen, und daß ich, ohne dieselbe, ihre gefährliche Gegenwart bereits geflohen hätte.

„Wie!" rief sie aus: „so tief kränkt er mein Herz? nach Allem, was ich für ihn gethan, glaubt er mich noch auf Proben stellen zu müssen?" — Ich sah, daß sie mit Begier den Vor-

wand ergriff, das Schwanken ihres eigenen Herzens zu entschuldigen; nur Schaam hielt das Bekenntniß zurück, aber ihre Blicke redeten — Ich wurde dringender, feuriger, und schon am zweyten Tage entschlüpfte ihren stammelnden Lippen das Geständniß: sie werde es nicht ungern sehen, wenn Fink alle seine Rechte förmlich an mich abträte; doch so lange ihre Liebe sein ganzes Glück ausmache; so lange er selbst nicht treulos werde, sey sie fest entschlossen, ihn nimmer zu verlassen.

Wir wurden durch die Ankunft von zwey grossen, derben Burschen unterbrochen, die entsetzlich dumm waren, und mit bäurischem Ungestüm nach Madam Rothbock fragten. So bald sie diese holde Dame erblickten, sprangen sie ihr um den Hals und schmatzten an ihrer Wange. Ich wunderte mich anfangs, daß Madam Rothbock ihre Zärtlichkeit so kalt und stolz erwiederte, denn es waren doch männliche Creaturen; es mußte folglich irgend etwas im Spiele seyn, was ihr Geschlecht hinderte, auf die Reizbarkeit der Dame zu wirken. Ich hatte richtig gerathen; es waren ihre Neffen und muthmaßlichen Erben, die Herren Peter und Sebastian Duderdull. In beyden Blicken stand sehr deutlich:

Sterben Sie, liebe Tante, so bald es Ihnen beliebt, wir brennen vor Begierde, Ihre Thaler zu zählen.

Die Tante hätte gern gesehn, wenn sie auf der Stelle wieder nach Haus gegangen wären, allein der Schaafpelz empfieng sie sehr artig, versuchte sogar sie zu unterhalten. Zum Unglück verstund der Aelteste nichts, als Frösche zu spiessen, und der Jüngste, Thonkugeln für sein Blasrohr zu drehen. Mit diesen beyden schönen Künsten prahlten sie aber auch nicht wenig. Bey Tische liessen sie Niemand zum Worte kommen, denn sie mußten ja der werthesten Frau Tante Alles erzählen, was, während ihrer Abwesenheit, sich in der Heymath zugetragen; wer gestorben, wie viel er hinterlassen, wer geheyrathet, wie viele Schüsseln auf der Hochzeit gespeist worden u. s. w. Dabey kamen so viele jämmerliche Vettern und Muhmen zum Vorschein, daß die gute Madam Rothbock Einmal über das Andere blau wurde.

Nach Tische fuhr Peter Ouderdull fort, des Rathes Weinflaschen zuzusprechen, Sebastian Ouderdull hingegen fieng an, mit Julien zu liebäugeln. Die Tante führte den blonden Fink in den Garten, um die Mittel und Wege ihm

anzudeuten, wie man ihre plumpen Neffen um die gehoffte Erbschaft betrügen könne. Den Nachtlegte sich schlafen; ich blieb also mit Julien und dem jungen Duderdull allein, und dieser Peiniger schien entschlossen, uns nicht einen Augenblick zu verlassen. Wir giengen aus dem Hause in den Garten, aus dem Garten auf das Feld; wir kehrten wieder zurück in das Landhaus, schlüpften aufs neue in den Garten. — Alles vergebens! der Bursche wich uns nicht von der Ferse; und als Julie Einmal stehen blieb, um sich an dem Gesang einer Grasmücke zu ergötzen, so schoß er das Vögelein mit seinem Blaserohr geschickt herunter, und überreichte es ihr grinsend.

Endlich wurde ich ungeduldig. Vielleicht, dachte ich, wird Julie sich den Burschen leichter vom Halse schaffen, wenn ich sie allein mit ihm lasse. Ich ergriff eine Flinte und schlenderte in den Busch. Nach einer kurzen Abwesenheit kehre ich zurück, höre kaum hundert Schritte vom Wege Juliens Stimme um Hülfe schreyen, stürze hinzu, und finde den Herrn Sebastian Duderdull im heftigsten Streite mit ihr. Eine blutende Nase und ein zerkratztes Gesicht waren bis jetzt Alles, was er davon getragen. Als er mich

erblickte, ließ er ab, und lachte mich sehr freundlich an.

Zu seinem Glücke hatte ich eben ein Kaninchen erlegt, folglich war meine Flinte nicht geladen, sonst hätte ich ihm sicher in der ersten Aufwallung allen Schrot in die feisten Waden geschossen. Jetzt begnügte ich mich, um ihm das Nasenbluten zu stillen, ihm zehn bis zwölf derbe Stöße mit der Flintenkolbe in die Ribben zu geben. Er lief davon und ich führte Julien nach Hause. Junker Sebastian ließ sich den Abend nicht wieder sehn, und hatte sich am andern Morgen in aller Frühe, sammt seinem besoffenen Bruder, ohne Abschied zu nehmen, wieder auf die Reise gemacht. Um ärgerliche Scenen zu vermeiden, erwähnten Julie und ich des Abentheuers nicht.

Indessen hatte die ehrbare Tante, mit fast nicht minderm Ungestüm als ihr hoffnungsvoller Neffe, das Herz des blonden Jünglings bestürmt. Er vertraute es mir ein wenig schamhaft, Sie besaß funfzigtausend Thaler in Ländereyen, ohne eine prächtige Aussteuer an Wäsche und Silberzeug zu rechnen. Das war kein Spaß; man mußte es überlegen. Sie wollte in einigen Ta-

gen abreisen; sie hatte andere Partheien genug bey der Hand, schöne, junge Männer; wir schrieben schon den 15ten April, und sie wollte durchaus am ersten May, wenn die Hexen auf den Blocksberg reiten, wieder vermählt seyn; also war keine Zeit zu verlieren. Daß Fink die Sache nicht ganz von der Hand gewiesen, sah ich an einem hübschen Brillant-Ringe, den er seit einigen Stunden am Finger trug. Ich bemerkte, daß nur die Schaam ihn abhalte, sich zu erklären. „Nein," rief er mit theatralischem Pathos: „lieber eine Strohhütte mit Julien!" aber dennoch fragte er mich um Rath, mich, seinen Nebenbuhler; folglich schielte er nach dem Geldsack und erwartete einen Rath, hinter den er seinen Wunsch verstecken könnte.

Einen Solchen ihm zu geben, säumte ich auch nicht. Ich stellte ihm vor, daß es zwar alte, verliebte Thörinnen genug gebe, doch selten solche, die am Ersten Mann 50000 Thaler verschenken könnten. Julien, meinte ich, würde er gerade dadurch den stärksten Beweis seiner Liebe geben, wenn er sich gleichsam selbst aufopferte, um die Geliebte nicht dem Mangel auszusetzen. Die Hastigkeit, mit der er meine Gründe billigte, bewies, daß sie ihm willkommen waren.

Ju-

Julie kam dazu, hörte unser Gespräch, und erklärte, empfindlich: sie habe nur auf den Fall mir eine Hoffnung zugesagt, wenn er selbst von ihrem Gelübde sie entbände.

Dies Geständnis benutzte Fink, um sich gleichfalls empfindlich zu stellen. „Diese Art von Anwartschaft, oder wie soll ich es nennen," sagte er, „ist eben kein Beweis von Zärtlichkeit für mich." Damit gieng er, und warf die Thür ungezogen hinter sich zu.

Ich schwieg und beobachtete. Julie schien einen Augenblick erschrocken — dann weinte sie sanft — dann reichte sie mir mit abgewandtem Gesichte die Hand und schluchzte. „Ich Unglückliche! wenn ich mich auch in Ihnen geirrt habe!" — Ich warf mich zu ihren Füssen, und wollte eben in Betheurungen überströmen, als, zu meinem Erstaunen, ihre Thräne plötzlich vertrockneten, ihre Augen funkelten, und sie — hastig ihre Hand losreissend — ausrief: „Nein, er hat Recht! ich wäre seiner und Ihrer unwürdig, wenn ich eines solchen Wankelmuths fähig wäre. Ich fühle, daß ich ihn verlieren werde, allein ich schwöre, daß ich zugleich auch Ihnen entsage!"

Mit diesen Worten eilte sie aus dem Zimmer, verschloß sich in das hörige, und kam nicht wieder zum Vorschein. Ich stand verblüfft, unempfindlich, ärgerlich. In dem Augenblicke, da ich sie zu halten glaubte, entschlüpfte sie mir, dem Anschein nach, für immer. Daß ihr Entschluß blos die Wirkung einer letzten, romantischen Aufwallung war, bedachte ich zu spät.

„Warum setzest du deine Ruhe noch länger auf das Spiel?" flüsterte beleidigte Eitelkeit mir zu. „Flieh, weil es noch Zeit ist, und bekümmere dich nicht weiter um das launenhafte Mädchen und ihre treulose Hopfenstange." — Auf der Stelle gieng ich zu dem Rath, sagte ihm, daß ich am andern Morgen in aller Frühe abreisen würde; daß ich aber kein Liebhaber von förmlichem Abschiednehmen sey, ihn daher ersuchte, meinen Dank für seine Bewirthung im Stillen zu empfangen, und meinen Entschluß den übrigen Gästen zu verheimlichen.

Ich las Ueberraschung und Freude in seinem Gesicht. Nun hatte er freyes Feld. Er zwang sich zu der lauwarmen Bitte, meinen Aufenthalt noch zu verlängern, gab jedoch sehr bald höflich nach, um mich auf keine Weise durch seine Bit-

ten zu belästigen. Wir schieden als die besten Freunde. Abends erschien ich noch bey Tische, Julie aber nicht, sie entschuldigte sich durch Kopfschmerzen. Madam Rothbock machte die honneurs an der Tafel, und neckte mich durch plumpe Scherze. Der dicke Herr Rath schien in angenehmen Gedanken verlohren. Fink sprach wenig und ich kein Wort. Sobald wir die Stühle rückten, machte ich eine kurze Verbeugung und verschwand.

Unzähligemal änderte ich, während der schlaflosen Nacht, meinen Entschluß; unzähligemal ergriff ich ihn aufs neue. Die Vernunft siegte endlich „Was kann, was soll aus der Geschichte werden?„ so raisonnirte ich mit mir selbst. „Gesetzt, Julie liebt mich, will ich sie etwa heyrathen? ich, der ich stets eine unüberwindliche Scheu vor dem Ehestande hegte, ich sollte mich jetzt über Hals und Kopf an eine entführte Dirne fesseln? — nein, ich will sie nicht heyrathen. Oder soll sie als Maitresse mit mir herum ziehn? darf ich das hoffen von ihr, die sogar gegen einen geliebten Bräutigam ihre Unschuld zu behaupten wußte? — Es bleibt dabey, ich gehe.“

und ich gieng wirklich. Schon um vier Uhr des Morgens saß ich zu Pferde und trabte den Hügel hinab. Der Herr Rath und Madam Rothbock benutzten meine Abwesenheit trefflich. Ein Briefchen an Fink war in meinem Nahmen geschmiedet worden, folgenden Inhalts:

„Mein Freund, ich liebe Julien zum Rasendwerden! es ist mir gelungen ihr Herz zu rühren; sie flieht mit mir; sie will meine Treue prüfen und vergelten; sie will nicht Zeugin Ihrer Unbändigkeit seyn. Madam Rothbock wird Ihnen Juliens Verlust ersetzen. Spüren Sie uns nicht nach, es würde Ihnen oder mir das Leben kosten, und im glücklichsten Falle würden Sie dennoch das Herz nicht wieder gewinnen, dessen Werth Sie verkannten.“

Dieß saubere Briefchen hatte man versiegelt in meinem Schlafzimmer auf den Tisch gelegt. Die verliebte Krämerin war im Geheimniß, und lieh sich bereitwillig zu allem; denn der Schaafpelz hatte ihr bewiesen, daß nur eine Trennung von Julien den schwankenden Blondlings bestimmen könne, seine Arme den goldnen Fesseln darzureichen, und hatte nebenher versprochen, die

entführte Waise ihren Verwandten wieder auszuliefern.

Kaum war ich davon geritten, als ein erkauftes Bauernmädchen leise an Juliens Thür klopfte, ihr zuflüsterte, ich sey so eben aufgebrochen, und sie dringend bitten, herab in die Pachter Wohnung zu kommen, die kaum hundert Schritt von dem Landhaus entfernt lag, wo ich ihr etwas Wichtiges zu vertrauen hätte. — Julie erschrack heftig; ihr erster Gedanke war, es sey zwischen mir und Fink ein Zweykampf vorgefallen. Sie sprang aus dem Bette, warf ein leichtes Nachtkleid über und flog zitternd in die Pachters Wohnung, wo man sie, unter allerley Vorwand, auf meine baldige Ankunft vertröstete, und endlich, als sie nicht mehr zu halten war, ihr mit dürren Worten erklärte: sie müsse vor der Hand hier bleiben, auf Befehl des Herrn Raths. Sie stieß einen lauten Schrey aus, und versank in dumpfes Erstaunen.

Unterdessen benachrichtigte man dem blonden Fink, daß ich plötzlich insgeheim abgereist, und daß auch Julie verschwunden sey. Hastig streckte er seine langen Beine aus dem Bette, stürzte

in Juliens Schlafgemach, dann in das Meinige, fand keinen Menschen aber einen Brief, der ihn vollends zur Verzweiflung brachte. Er schrie über Treulosigkeit; er glaubte sich noch obendrein verhöhnt; er wollte zu Fusse bis nach der ersten Poststation laufen. Madam Rothbock erbot sich mitleidig, ihn dahin zu begleiten. Ihre Pferde waren schon angespannt. Ohne Besinnung stieg er mit ihr in den Wagen, und grinsend sah der dicke Herr Rath das Pärchen dahinrollen.

Auf der ersten Post fragte Fink hastig: ob man nicht einen jungen Mann in einer blauen Uniform mit einem Frauenzimmer, welches er sehr treffend beschrieb, habe vorbey fahren sehn? — Ein Offizier ist nicht längst vorbey geritten, war die Antwort, aber ganz allein.

Ich war in der That kaum eine halbe Stunde voraus, denn mein gemietheter Bauergaul hatte sich meinen Tiefsinn zu Nutze gemacht, um mit gröster Bequemlichkeit Schritt vor Schritt zu wandeln, auch wohl bisweilen am Wege einen Mund voll Gras zu rupfen, ohne daß ich es gewahr wurde. Jetzt erwachte ich aus meinen Träumen, als ich dicht an der Straße ein sehr massives Landhaus erblickte. Ich ahndete nicht, daß ich der Wohnung der liebens-

würdigen Madam Rothbock so nahe sey. Plötzlich hörte ich einen Wagen hinter mir her rollen. Ich nahm mir nicht einmal die Mühe mich umzusehn. Aber kaum war der Wagen mir zur Seite, als ich den langen Fink mit entblößtem Degen herausspringen sah. Obgleich überrascht, blieb ich dennoch sehr kaltblütig. Meine Flinte war noch geladen, ich feuerte sie in die Luft, um jedem bösen Zufall vorzubeugen.

Die Krämers Wittwe, die einen bloßen Degen gesehn und einen Schuß gehört hatte, kreischte so drollig, daß ich mich des Lachens nicht enthalten konnte. Sie kugelte sich gleichfalls aus dem Wagen, und schob sich kreischend zwischen mich und dem geliebten Bräutigam, der sie, noch vor der Hochzeit, wiederum zur Wittwe machen wollte. Fink stieß sie zurück und foderte mich trotzig. Ich stieg ab und band mein Pferd an einen Baum. Es war mir unbegreiflich, wodurch der sanfte Fink so sehr in Wuth gegen mich gerathen. Ich hatte nicht Lust, mich meines Vortheils zu bedienen, und fragte ihn gelassen um die Ursach seines Zornes.

Ohne ein Wort zu antworten, reichte er mir das Briefchen. Ich las und fand augenblicklich

den Boden, der elenden Intrigue. „Man hintergeht uns beyde,“ sagte ich ihm, mit einem verachtenden Blick auf seine Dulcinea; zugleich winnerte ich ihn an ein Lied, welches ich vor zwey Tagen in seiner Gegenwart abgeschrieben und ihm gegeben hatte. Es befand sich zum Glück noch in seiner Tasche; er zog es hervor und sah beschämt, daß der Brief nicht von meiner Hand geschrieben sey. Er fiel mir um den Hals. Seine ganze Wuth kehrte sich gegen Madam Rothbock. „Das ist dein Werk!“ fuhr er sie an, „du Ungeheuer!“

Die mannlustige, zitternde Wittwe erbot sich schluchzend, Alles aufzuklären, wenn wir sie zuvor nach ihrer Wohnung begleiten wollten, denn jetzt sey sie ausser Stande zu sprechen, einer Ohnmacht nahe.

Wir thaten was sie begehrte, und sie hielt Wort; denn kaum hatten wir ihre Schwelle betreten, als sie zu Boden schlug, daß die Fenster klirrten. Ich hatte nichts bey der Hand als ein wenig Schießpulver, das schüttete ich ihr in den offnen Mund. Sie sprudelte und kam zu sich.

Nun erfuhren wir Alles, Sie schob die Schuld einzig und allein auf den Schaafpelz, der es ihr zur Pflicht gemacht habe, einen verirrten Jüngling wieder auf den rechten Pfad zu leiten, indessen er die Sorge für das verirrte Mädchen übernehmen wolle. Sie betheuerte ihre gute Absicht und ihre grenzenlose Liebe. — Aber Julie? fragten wir beyde aus Einem Munde! was ist aus Julien geworden?

„Dieß leichtsinnige Geschöpf," erwiederte Madam Rothbock mit boshafter List, „war von Allem unterrichtet, Alles geschah mit ihrem Vorwissen. Sie versteckte sich, um uns abreisen zu lassen, und dann, Gott weiß, welch' ein Sünden-Leben in Ueberfluß zu beginnen."

Ich glaubte der Megäre nicht eine Sylbe. Fink war argwöhnischer und folglich leichtgläubiger. Hatte er doch selbst das ganze Landhaus durchstrichen, mit lauter Stimme Julien überall gerufen. Hätte man sie eingesperrt, so würde sie seine Stimme vernommen und geantwortet haben. Was hätte sie auch bewegen können, des Morgens um fünf Uhr ihr Bett und ihr Zimmer zu verlassen?

Ich konnte darauf nichts antworten, denn ich tappte ja selbst noch im Dunkeln; allein ich traute der Versicherung meines Herzens: Julie sey unschuldig. Es entstand nun die Frage: was zu thun sey? — Fink, der sich jetzt als der Erste Liebhaber in einer Tragödie vorkam, wollte auf der Stelle umkehren und das Landhaus in Brand stecken. Madam Rothbock meynte, er müsse den Rath verbrennen, und nicht das Landhaus; Je, nen werde er aber nicht mehr finden, weil er sogleich, nebst Julien, nach — sie wußte nicht wohin — habe abreisen wollen. Fink kaute an seinen Nägeln. Ich bat um ein Frühstück, um besser überlegen zu können. Es wurde aufgetragen. Fink aß keinen Bissen. Die schöne Wittwe schloß, um ihn zu zerstreuen, alle ihre Kasten und Schränke auf, und ließ ihm so viele herrliche Dinge sehen, daß er bald Julien gar nicht mehr sah.

Als ich seine Augen- und Herzens-Schwäche merkte, schlug ich vor, an Ort und Stelle die Sache zu untersuchen, zu erforschen, und — wenn er mich bey Madam Rothbock erwarten wolle — ihm sichere Nachricht zu bringen. Er willigte darein, wiewohl mit einiger Verlegenheit. In wenigen Stunden hatte ich das nächste Städtchen erreicht, wo ich eine Postchaise kaufte, (weil

mein Ackergaul vor Müdigkeit umfallen wollte) und einen pfiffigen Lohnlaquey, einen Italiener, in meine Dienste nahm, dem ich, bey allem was er sehen oder hören würde, ein tiefes Schweigen empfahl. Dann eilte ich nach dem Landhause des dicken Herrn Raths.

Vermuthlich hatte dieser, aus guten Ursachen, alle seine Leute entfernt. Niemand begegnete uns, weder auf dem Hofe noch in den Zimmern: aber auch ihn selbst fand ich da nicht. Ich schlich auf den Gang, bis vor die Thür von Julens Schlaf-Gemach. Hier hörte ich alsobald ihre laute Stimme, und ein halblautes Flüstern des Herrn Raths.

Ich öffnete die Thür so leise als möglich. Zum Glück hatten die handelnden Personen mir den Rücken zugekehrt, und ich hatte ungestört fast eine Viertelstunde lang das Vergnügen, zu sehen, wie der Herr Rath mit seinen unflätigen Küssen Julens schöne Hand bedeckte, die sich ihm stets entwand, und immer aufs neue ergriffen wurde.

Julie erblickte mich zuerst, schrie laut auf und stürzte in meine Arme. Jetzt wandte auch

der Schaafpelz sein dickes Haupt. Mein Anblick, und meine Pistole versteinerten ihn; er war nicht im Stande aufzustehn. Julie fiel zu meinen Füßen, umfaßte meine Knie, nannte mich tausendmal ihren Befreyer, und ihre Freude war so groß, so ausgelassen, daß ich ohne Eitelkeit mir schmeicheln durfte, nicht die Rettung allein sey ihr willkommen, sondern auch der Retter.

Indessen erholte sich der Rath ein wenig, versuchte eine kahle Rechtfertigung, sprach von seinen reinen Absichten; von der Verführung, welche diese junge Waise ausgesetzt gewesen; von seinem frommen Vorsatz, sie mit Sanftmuth in die Arme ihrer Verwandten zurück zu führen u. s. w.

„Der Scheinheilige!" sagte Julie, indem sie fest an meinen Arm sich klammerte, „er hat mich nicht einmahl gefragt, wer ich bin." Sie erzählte nun, wie er mit ihr umgegangen, und ließ, von holder Schaamröthe übergossen, errathen, was er ihr zugemuthet.

„Sie mag sich erklären," sagte ich lächelnd, „ich kenne ihre Verwandten eben so wenig als der Herr Rath. Will sie in ihre Heymath zurück,

ſo mag ſie zwiſchen uns wählen, wer ſie dahin geleiten ſoll. Doch dieſe Wahl ſey zwanglos, dafür bürge ich.“ Bey den letzten Worten hob ich die Piſtole auf und ſah mit Vergnügen, daß dieſe ſtumme Bewegung gröſſere Wirkung that, als meine Beredſamkeit.

Julie erklärte ſich ſehr beſtimmt, ſie wolle mir folgen. Ich bat, uns keine Hinderniſſe in den Weg zu legen, auf welchen Fall ich erbötig ſey, ſo bald ich mit Julien im Wagen ſitzen würde, das corpus delicti, nemlich den Brief auszuliefern, der mich in den Stand ſetzte, den Rath um ſeinen guten Ruf zu bringen. Man gab nach, weil man wohl ſah, daß nichts anders zu thun war. Unſer Wirth verſicherte, mit einem ſauerſüſſen Geſicht, Juliens Unſchuld, die er mir vertraue, ſey das einzige Kleinod, welches zu erhalten er getrachtet habe. Er ließ von ſeinem beſten Wein auftragen, und ſuchte ſo viel möglich, eine fromme Heiterkeit zu erkünſteln.

Indeſſen hatte er durch einen ſeiner Vertrauten, meinen Bedienten ausfragen laſſen, wer ich doch wäre? und woher ich käme? — Er erfuhr nichts, aber der Umſtand fiel ihm auf, daß ich, auf einem gemietheten Gaul ganz allein fortgeritten, und in einer

eleganten Equipage mit Bedienung zurück gekommen sey. Er schloß daraus, ich müsse in der Gegend wohnen, und dieser Umstand machte ihn doch behutsamer, als er vielleicht gegen einen Fremden gewesen seyn würde; denn ich konnte ja die ganze Nachbarschaft gegen ihn empören.

Ich wußte von diesen geheimen Beweggründen nichts, und zitterte doch immer dafür, daß es ihm einfallen möchte, seine handfesten Leute gegen meine ungeladene Pistole aufmarschiren zu lassen. Allein er wagte mit keiner Miene uns aufzuhalten, als wir mit tiefen Reverenzen ihm einen guten Morgen wünschten. Der Schafspelz begleitete uns bis an den Wagen, wo ich ihm seinen Brief in's Gesicht warf, und mit der schönen Beute davon jagte.

Es war Einer der süssesten Augenblicke meines Lebens, als ich Julien, frey durch mich, an meiner Seite sitzen sah. Schüchtern ergriff ich ihre Hand, drückte sie sanft, und fragte: ob ich sie zu Fink geleiten solle?

„Wo ist er?" — Bey Madam Rothkock. — „Bey ihr? und er konnte mich ruhig in den Händen dieses Mannes wissen? er konnte

— unbekümmert um mein Schicksal — Sie allein ziehen lassen, um meine Befreyung zu unternehmen? Er liebt mich nicht mehr! nie werde ich zu ihm zurückkehren!“ — Sie weinte, ich schwieg — sie schluchzte, ich wollte sie trösten — sie bat mich, sie ihren Gedanken und Empfindungen zu überlassen. Ich that es. Sie drückte sich in die Ecke des Wagens und zog den Schleyer über. Ich bemerkte bald, daß sie schauderte. Die Begebenheiten des Tages hatten sie so heftig angegriffen, daß ein starker Fieberfrost sie schüttelte. Ich wurde sehr unruhig. Wir erreichten das nächste Dorf. Sie wollte weiter fahren. Ich bestand darauf, sie müsse Ruhe schöpfen.

Ohne Bedenken ließ ich gerade vor ein ansehnliches Landhaus fahren, entschlossen, den Besitzer um ein Nachtlager zu ersuchen. Er war nicht gegenwärtig, nur der Verwalter, den ich durch eine Hand voll Gold zu Allem willig machte. Es war die höchste Zeit; Julie konnte sich nicht mehr aufrecht erhalten. Sie sank aufs Bett und wurde so ernstlich krank, daß ich eine Woche lang für ihr Leben zitterte. Endlich siegte ihre Jugend. Sie erholte sich bald wieder; nur noch ein wenig blaß lag sie da, doch um so reizender.

Ich hatte, seit unserer Ankunft in diesem Hause, für ihren Mann gegolten; jetzt wagte ich es, Ansprüche auf dieses Recht geltend zu machen; aber Juliens Ernst, bisweilen ihre Thränen, führten mich immer schnell in die Grenzen des seufzenden Liebhabers zurück. Indessen war meine Lage sehr peinlich. Dem reizendsten Mädchen stets so nahe — in so engen Verhältnissen mit ihr — Gelegenheit und Liebe — was sollte daraus werden? sollt' ich verschmachten? — was mir allein noch kargen Trost gewährte, war, daß ich deutlich sah, wie auch Julie mit sich selbst im Streite lag. Ich verdoppelte meine Zärtlichkeit, und erwartete mein Glück von ihres Herzens freyer Wahl.

Unter der Hand zog ich Erkundigung von meinem Nebenbuhler ein, und vernahm, daß am Ersten May sein Hochzeitfest mit Madam Rothbock gefeyert werde. Ich ermangelte nicht, diese Nachricht der verlassenen Ariadne mitzutheilen; ihre Eitelkeit schien tiefer verwundet als ihr Herz. Auch war es offenbar nur diese Eitelkeit, welche einen romantischen Plan der Rache ausheckte. Kaum genesen erklärte sie am 30sten April, daß sie am andern Morgen bey der Vermählung ihres Theseus gegenwärtig zu seyn wünsche. Alles,

was

was ich dagegen einwenden mochte, war in den Wind geredet. Sie foderte meinen Beystand als Beweis meiner Liebe, und ich mußte mich ergehen.

„Wenn Fink uns plötzlich beysammen erblicket," hatte ich unter andern ihr vorgestellt, „so wird er glauben, wir seyen gekommen, ihn zu verhöhnen, und wer weiß, ob er nicht noch in der Kirche einen tollen Streich begeht."

„Seyn Sie ruhig," versetzte Julie, „er soll uns nicht beysammen sehn. Ich werde Eines Ihrer Kleider anziehen; wenn es mir auch ein wenig zu lang und ein wenig zu breit ist, so wird es mich um so unkenntlicher machen. Ich mische mich unter das Volk, ich gehe nicht eher in die Kirche, bis das Braut-Paar sich darin befindet. Ihr Wagen erwartet mich wenige Schritte vor der Pforte. Sobald die Ceremonie vorbey ist, werde ich, die Erste, hinausstürzen, mich in den Wagen werfen und davon eilen, ehe noch Fink, dem ich nur ein einziges Wort zu sagen habe, seine Besinnung wieder finden wird. Er soll nur wissen, daß ich ihn gesehn in der Stunde seiner Schmach, und daß ich auf ewig für ihn verlohren bin."

Ich lächelte Beyfall, ob mir gleich nicht ganz wohl dabey zu Muthe war. Am andern Morgen in aller Frühe half die Frau Verwalterin Julien die ungewohnte Kleidung anlegen. Es paßte ihr nirgend und stand ihr doch allerliebst. Sie stieg in den Wagen und ich begleitete sie zu Pferde, um zwar in einiger Entfernung zu bleiben, aber doch im Nothfall bey der Hand zu seyn. Alles gieng vortrefflich. Fink schlich mit gebücktem Haupte zum Opferaltar. Ich konnte ihn nicht verdammen, denn man sah es ihm wohl an, daß — wäre er so reich gewesen als ich — seine Treue für Julien nimmer gewankt haben würde. Darum (im Vorbeygehn gesagt) sollte jeder Staat einen Schatz für arme Verliebte offen halten, aus dem sie in der Noth sich versorgen, und dadurch ihre Treue retten könnten.

Julie saß schon wieder im Wagen, dicht vor der Kirchenthür, als der blonde Fink an der Hand seiner buntgeschmückten Braut heraustrat. Sie rief ihn bey Nahmen mit ihrer wohlbekannten Zaubersstimme. Er stutzte — bebte — und flog an den Wagen. „Mein Herr," sagte sie, „ich habe nicht ermangeln wollen, Ihren Triumph zu verherrlichen. Sie sind gefesselt, ich bin frey, wir sehn uns zum letztenmahle." — Fort flog der

Wagen, und Fink stand, wie einst Daphne, in die Erde gewurzelt, doch ohne ein Lorbeerbaum zu werden.

Ich hielt mit meinem Gaule auf einer Anhöhe, hinter einigen Bäumen; ich sah Alles und fast mehr als mir lieb war; denn ich sah auch einen roth gekleideten Burschen, der sich behende hinten auf den Wagen geschwungen, und so, ohne Juliens Wissen, ihr zum Begleiter sich aufdrang. Das hielt mich fürs Erste zurück, mich ihr ganz zu nähern. Ich sprengte in einer gewissen Entfernung hinter drein. Da ich dem rothen Burschen nicht ins Gesicht sehen konnte, so vermuthete ich, es sey ein Bedienter des nunmehr reich gewordenen Herrn Fink, der beauftragt sey, Juliens Aufenthalt auszuspüren. Ich meynte, er würde wohl nicht weit mit fahren, und nahm mir vor, ihn mit meiner Peitsche in Empfang zu nehmen, so bald er herunter spränge. Es fiel mir auf, daß er auch dann noch nicht einmal Anstalt dazu machte, als der Wagen bereits auf den Schloßhof fuhr. Diese Impertinenz jagte mich in Harnisch. Ich gab meinem Pferde die Sporen, und sprengte, wenige Minuten nachher, auf den Hof.

Julie war schon ausgestiegen, der rothe Bursche verschwunden. Ich fragte den Kutscher, wo der Bediente geblieben sey, den ich hinten auf dem Wagen gesehen? — „Das war kein Bedienter," antwortete er mir, „das war ein vornehmer Herr mit einem Degen an der Seite, der mit der gnädigen Frau die Treppe hinauf gestiegen ist." — Mit heftiger Neugier stolperte ich hinterher, und siehe da, es war Herr Sebastian Duderdull, der gewaltige Frosch-Spiesser, der Julien erkannt hatte, aus thierischem Instinkt ihr gefolgt war, und jetzt eben sie kräftig umarmen wollte. Als er mich erblickte, schlug er ein Schnippchen und sagte weiter nichts als: Sackerment! Vermuthlich erinnerte er sich der Stöße mit der Flintenkolbe. Ich blieb nicht so einsylbig, sondern bewillkommte ihn nach Gebühr. Er wollte fort schleichen, allein da er ohne Zweifel unsern Aufenthalt den sämmtlichen Hochzeitgästen sogleich verrathen, und uns dadurch vielleicht noch mehr unwillkommene Besuche zugezogen hätte; so ersuchte ich ihn sehr höflich, sich einstweilen auf eine Bodenkammer zu begeben, wo ich ihn einsperrte und hungern ließ bis zu unserer Abreise.

Wir kamen ohne weitern Zufall nach Cölln, wo ich meine alte reiche Tante fast in den letzten Zügen fand. Um alles Aergerniß zu vermeiden, und der Erbschaft nicht etwa verlustig zu gehn, miethete ich für Julien ein kleines Haus in der Vorstadt. Ich selbst blieb Tag und Nacht bey der Kranken, denn es gab Erbschleicher in Menge, die man entfernt halten mußte. Meiner Geliebten konnte ich nur seltene Stunden widmen, aber es waren süße Stunden. Sie erwiederte meine Zärtlichkeit mit dem innigsten Gefühl, widerstand jedoch jedem leidenschaftlichen Begehren mit einer Beharrlichkeit, die mich oft zur Verzweiflung brachte. Nur am Altare wollte sie ganz die Meinige werden. Ich unterwarf mich auch dieser Bedingung, so bald die Augen meiner Tante sich würden geschlossen haben. Ich schwur es ihr tausendmahl, und meine Schwüre, im Bunde mit der Liebe, schläferten endlich die Tugend ein.

Von nun an wurde sie ernst und schwermüthig. Sie ergab sich mir, aber ihre Sinne waren nicht berauscht wie die meinigen. Die Krankheit meiner Tante zog sich in die Länge, erst nach einigen Monaten segnete sie das Zeitliche und

hinterließ mich lachenden Erben im Besitz von achtzigtausend Thalern. Du weißt, wie ich vormahls vom Gelde dachte. Nur um abwechselnden Genuß dafür zu erkaufen, schien es mir einigen Werth zu haben. Genießen wollte ich nun bis an mein seliges Ende, denn ein Kasten mit 80000 Thalern schien mir unerschöpflich.

Ich schlug Julien eine Reise nach Paris und London vor. Sie sah mich wehmüthig fragend an; da ich aber kein Wort von unserer Vermählung fallen ließ, so schwieg auch sie, und folgte mir, ohne mich an Schwüre zu erinnern, deren Erfüllung sie selbst nicht mehr zu verdienen glaubte. Ohne ihr Erinnern dachte ich wohl bisweilen daran, auch liebte ich sie wahrhaftig noch immer wie vormahls; aber es wurde mir sauer, meinen Widerwillen gegen den Ehestand zu überwinden. „Und wozu auch?" so tröstete ich mich über meine Wortbrüchigkeit: „würden wir dann glücklicher seyn? gilt sie nicht auf Reisen überall für meine Gemahlin? gestehe ich ihr nicht alle Rechte meiner Gattin zu? bin ich ihr nicht treu? die Liebe erlischt nicht selten, wenn sie in Pflicht verwandelt wird."

Kaum hatte ich in Paris und London auch nur einmal Zeit, solche Betrachtungen anzustellen; ich taumelte aus einer Zerstreuung in die andere und kam nie zu mir selber. Julien konnte ich selten überreden mich zu begleiten. Sie saß meistentheils zu Hause, lesend und arbeitend, und empfing mich freundlich, wenn ich spät in der Nacht mit wüstem Kopf heimkehrte. Ich wollte ihr bisweilen die Einsamkeit durch kostbare Geschenke versüssen, sie schlug sie beharrlich aus, und suchte meine Verschwendung zu zügeln so viel sie vermochte.

Noch war kein Jahr verflossen, als ich, wie ein Gimpel, im Netz einer Gauner-Gesellschaft mich fangen ließ, die mich zum wüthenden Spieler machte. Juliens stille Wohnung verwandelte sich in ein Tripot. Das schien ihr anfangs äusserst widerwärtig, doch nach einigen Wochen glaubte ich zu bemerken, daß auch sie Gefallen am Spiele fände. Ich freute mich darüber, wie ein Sünder sich immer zu freuen pflegt, wenn er einen Gerechten zu sich herabzieht. Ich schüttete Gold in ihren Schoos, um die entstehende Neigung zu vermehren. Sie nahm es, wider ihre Gewohnheit und dankte freundlich; foderte auch wohl mehr; ließ sich von nun an gern beschen-

ken; hatte bald hier bald dort schöne Diamanten gesehn, die sie zu besitzen wünschte, und die ich immer schnell ihr brachte; kurz, sie fieng an mich mehr zu kosten als der Spieltisch. Ich bemerkte es nicht, oder wollte es nicht bemerken, denn so lange ich meinem eisernen Kasten noch nicht auf den Grund sah, war jeder erfüllte Wunsch meiner Geliebten mir der süsseste Genuß. Aber sie und die Spieler sorgten dafür, daß ich den leeren Boden des Kastens nur allzubald entdeckte. Bey ihr fand ich keinen Trost, denn sie hatte mir oft geklagt, daß sie alle meine Geschenke wieder verspielt habe. Nun wich der Ueberfluß aus unserer Wohnung, der Mangel zog ein. Man drohte mir sogar mit dem Gefängniß, denn ich hatte Schulden gemacht. Die Spieler verschwanden, die Herzensfreunde zogen sich zurück. Ich mußte mich entschliessen, bey Nacht und Nebel Paris zu verlassen, ein Schritt, der mein Ehrgefühl peinigte.

Ich warf einen Blick auf mein verflossenes Leben, und war höchst unzufrieden mit mir selbst; aber, ich leugne es nicht, auch mit Julien. Ich konnte mir nicht verhehlen, daß sie, in dem letzten halben Jahre, mich gleichsam plündern helfen; und ich erinnerte mich jetzt mit Widerwillen

mancher kleinen weiblichen Kunstgriffe, um mir Geld oder Geschenke zu entlocken, das verstimmte mich gegen sie. Wir fuhren oft mehrere Meilen, ohne daß wir Ein Wort mit einander sprachen. Ich hatte sie, trotz ihres Fehltritts, um so vieler trefflichen Eigenschaften willen doch immer hoch geachtet; das konnt' ich nun nicht mehr, und das gab mir Launen. Sie trug alles schweigend und sanftmüthig. So kamen wir endlich wieder nach Cöln, wo ich nicht wußte, was ich anfangen sollte, und mit den wenigen Thalern, die mir übrig blieben, mich unthätig herum trieb.

Bald gesellte sich zu meinen innern Quaalen auch noch die Eifersucht, denn ich fand Julien öfter nicht zu Hause, und Einmal sogar über Land gefahren, ohne daß sie mir sagte, wo sie gewesen sey. Darnach zu fragen, war ich zu stolz. Aber mein Betragen gegen sie wurde täglich unleidlicher. Sie mußte oft derbe spitzige Worte von mir hören; unser schönes Verhältniß war zertrümmert. Noch empfindlicher machte mich die Bemerkung, daß meine Verwandlung ihr nicht einmal sehr zu Herzen gieng; ich las bisweilen sogar Zufriedenheit in ihren Blicken,

die ich natürlich einer neuen Liebe zuschrieb; ein Gedanke, der mich rasend machte!

Eines Abends ersuchte sie mich, am andern Morgen mit ihr aufs Land zu fahren in eine schöne Gegend, nur wenige Meilen von Cölln. Ich stutzte. Die Pferde waren schon bestellt. Ich sagte weder Ja noch Nein, aber ich fuhr mit aus Neugierde. Unterwegs sprachen wir wenig mit einander. Julliens Gesicht schien mir so feyerlich, und doch so heiter. Ich wußte nicht, was ich davon denken sollte. Als wir das Ziel unserer Fahrt in geringer Entfernung erblickten, sah ich Thränen in ihren Augen. Mir klopfte das Herz, ich wußte nicht warum.

Jetzt erreichten wir diesen niedlichen Landsitz und stiegen in dem kleinen, bequemen Hause ab, in welchem dein glücklicher Freund jetzt deinen Besuch empfängt. Wir fanden einen Tisch für zwey Personen gedeckt, und die Speisen wurden sogleich aufgetragen. „Wer ist hier der Wirth?“ — fragte ich befremdet. — „Vor der Hand ist nur eine Wirthin hier,“ versetzte Julie lächelnd, „und die bin ich.“ — Sie nöthigte mich Platz zu nehmen. Ich that es und nahm mechanisch die Serviette von meinem Teller. Da

lag ein verſiegeltes Packet auf dem Teller. Ich warf einen Blick darauf, und einen zweyten auf Julien, die mit niedergeſchlagnen Augen und heftig bewegten Buſen mir gegenüber ſaß. Das Packet war an mich addreſſirt. Ich öffnete es haſtig, es enthielt einen förmlichen, von mir, geſchloſſenen Kauf-Contract über dieſes Gut, nebſt einer Quittung über den Kaufſchilling von dreyßigtauſend Thalern.

Begehre nicht, daß ich dir mein Erſtaunen ſchildern ſoll. Alles entwickelte ſich ſchnell. Als Julie meinen unüberwindlichen Hang zum Spiele gewahrte, und an meiner Rettung verzweifelte, da ſuchte ſie durch Künſte, die ihr unendlich ſauer wurden, von meinem Vermögen ſo viel in Sicherheit zu bringen, als ſie nur immer habhaft werden konnte, hütete ſich aber wohl, mir dort ihren ſchönen Betrug zu verrathen, aus Furcht, daß ich auch das Gerettete noch verſchleudern möchte. Auf unſerer Heimreiſe entwarf ſie den Plan, den ſie nun im Stillen mit ſo zarter Liebe ausgeführt hatte. Sie, die, von mir hintergangen, den Eidbrüchigen hätte fliehen und verachten ſollen, ſie wurde deſſen Wohlthäterin.

Ich lag zu ihren Füssen, ich betete sie an wie eine Heilige. Sie hob mich schluchzend in ihre Arme. Nun eilte ich, die süsseste Pflicht zu erfüllen, woran Verblendung, Vorurtheil und Leichtsinn mich bis jetzt gehindert hatten. Julie war so großmüthig, mir ihre Hand am Altar zu reichen.

Schon seit sieben Jahren geniessen wir häusliches Glück, für welches nur sie mein Herz empfänglich machen konnte. Als Gattin und als Mutter ist meine Julie ein so tadelfreyes, achtungswerthes Weib, daß die Verirrung ihrer ersten Jugend schon längst getilgt worden. Auch mit ihrer Tante, der Frau von Murriband, ist sie ausgesöhnt. Der lange, blonde Fink hat sein Glück nicht lang genossen; er starb an der Schwindsucht im zweyten Jahre seiner Verheyrathung, und Madam Rothbock sucht noch immer seine Stelle zu ersetzen. Herr Sebastian Duderdull genießt einer dauerhaften Gesundheit, und hat es, im Frösche-Spiessen, auf den höchsten Gipfel der Kunst gebracht. Der fromme Schaafpelz pflegt seines dicken Leibes. Auf einer Geschäfts-Reise nach Cölln zerbrach er neulich ein Wagenrad dicht vor meinem Landhause, und nahm seine Zuflucht hieher, ohne zu wissen wer hier

wohnte. Du kannst dir sein Erstaunen und seine Verlegenheit denken, als er von Julien und mir empfangen wurde. Wir bewirtheten ihn mit höflichem Spott; er eilte sobald als möglich weiter. Wir ersuchten ihn, auf dem Rückwege wieder bey uns einzusprechen, aber sein Gewissen hieß ihn einen Umweg nehmen, um den Anblick unsers Glückes zu vermeiden.

Da hast du meine ganze Geschichte. Es ist hoffentlich weiter nichts hinzu zu fügen, als: er lebte lange und zeugte Söhne und Töchter. — „Um Vergebung," sagte Blank, „Eines wäre doch wohl noch hinzu zu fügen; daß nähmlich dein Beyspiel keine Nachahmung verdient, und daß es höchst gefährlich war, ein Mädchen, welches mit einem andern davon gelaufen, zur Lebensgefährtin zu wählen."

„So?" erwiederte Fritz Hummel: „meinst du, es sey minder gefährlich, die sittsamste Dirne zu heurathen? — Wenn ein Mädchen das zwanzigste Jahr erreichte, so hat es sicher auch schon einen Andern geliebt, wenn es gleich nicht immer mit ihm davon gelaufen ist."

Das Grabmal bey Mylosa.

Der Graf Choiseul Gouffier beschreibt es in seiner malerischen Reise durch Griechenland, und macht dabey eine sehr wahre, des Wiederholens würdige Bemerkung. Dieses Denkmal, sagt er, wurde unter Alexander VII. zerstört, denn die Türken sind fürwahr nicht die Einzigen, die man beschuldigen kann, daß sie die kostbaren Ueberreste des Alterthumes untergehen lassen. Sie sind noch obendrein zu entschuldigen, wenn sie einen geringen Werth auf Dinge setzen, deren Geschichte ihnen unbekannt ist. Aber wir, die wir seit Jahrhunderten die Wissenschaften anbauen, was werden wir antworten, wenn man

uns vorwirft, daß z. B. das Amphitheater zu Nimes durch elende Hütten verunstaltet wird? daß die Bäder des Kaisers Julian zu Paris in der Straße La Harpe in einen Pferdestall verwandelt worden? u. dgl. mehr.

Geheime Schreibekunst.

In unsern Tagen, wird man mir es vielleicht Dank wissen, wenn ich an die Art und Weise erinnere, wie ein Lacedämonier seinem Freunde in Persien eine wichtige Nachricht zukommen ließ, die er weder dem Papiere noch dem Munde eines Boten vertrauen wollte. Er schor nemlich Einem seiner Sklaven selbst den Kopf, tattowirte auf diesen Kopf sein Geheimniß, ließ dann die Haare wieder wachsen, und schickte den Sclaven nunmehr nach Persien mit einem Briefe, der weiter nichts enthielt, als: sein Freund möge sich die Mühe nehmen, dem Ueberbringer den Kopf zu scheeren.

Die

Die höflichen Meuchelmörder.

In einem sehr alten Buche über die Vortrefflichkeit der französischen Sprache, von einem gewissen Henri Etienne, (es ist Carl dem IXten dedicirt) wird erzählt, daß im sechszehnten Jahrhundert der allgemeine Gebrauch in Italien herrschte, diejenigen, die man nicht leiden konnte, ermorden zu lassen. Die Mörder, die dazu gemiethet wurden, erfüllten ihren Auftrag sehr gewissenhaft, und aus Furcht, den Streich zu verfehlen, brachten sie lieber Zwey als Einen um. Bisweilen wiederfuhr ihnen auch wohl ein Quid pro quo, daß sie den unrechten niederstießen. In solchen Fällen entschuldigten sie sich blos bey dem

Sterbenden mit den Worten: Ew. Hochwohlgebohren werden verzeihen, es war ein Irrthum. (La Signoria vostra mi perdonera, questo e un fallo,) Manche waren gar so höflich, indem sie den Dolch in den Rücken stießen, zu sagen: mit Ew. Hochwohlgebohrnen Erlaubniß. Com la licenza della Signoria vostra.

König Peto.

Die Franzosen haben von jehee ein großes Wohlgefallen an Vervielfältigung der Könige gefunden. Alle Gemeinheiten, die Advokaten, die Schützen u. s. w. wählten sich ein Haupt, welches sie König nannten. Man kennt den König der Bazoche. Endlich machten auch sogar die Bettler die Mode mit. Sie hatten einen König Petau, also geheißen von dem lateinischen Worte peto, ich bitte. Freylich galt ein solcher König nicht viel, und daher entstand das Sprichwort: „das ist der Hof des Königs Petau, wo Jedermann den Herren spielt.“ (C'est la cour du roi petau, où tout le monde est le maitre.)

Quodlibet.

Man glaubt gewöhnlich in Deutschland, der verdienstvolle Pfarrer Christ habe zuerst die sogenannten Magazin-Stücke für die Bienen, und folglich die Kunst erfunden, den Honig auszuschneiden, ohne die Bienen zu tödten. Gern erhielt ich einem Deutschen diese Ehre; allein ich finde in einem Buche, (wo man eine Belehrung über diese Materie eben nicht suchen sollte) Contes devots u. s. w. von Legrand, eine Note folgendes Inhalts: „Der barbarische Gebrauch, die Bienen durch Rauch zu tödten, um ihnen den Honig zu rauben, hat lange Zeit in Frankreich obgewaltet, so sehr er auch dem

Interesse des Eigenthümers zuwider ist, da er nicht allein das nützliche Insect vernichtet, sondern auch den Honig verdirbt. Die erste Gegend in Frankreich, wo man vernünftiger verfuhr, ist das Câtinois. Dort fand man die Kunst, die Bienenstöcke zu zertheilen (châtrer) indem man sie aus verschiedenen, beweglichen Kasten verfertigte u. s. w. Allein trotz des offenbaren, daraus erwachsenden Vortheils, breitete sich das Geheimniß doch nicht weiter aus, und Reaumür mußte es erst anpreisen, um ihm Eingang zu verschaffen. Jetzt ist es nicht blos bekannt, sondern auch vervollkommt. (Legrand schrieb diese Note vor 27 Jahren.)

Im Jahre 1727 erschien zu Wien eine Abhandlung de natura cholericum u. s. w., worin der Verfasser die Verschiedenheit unter den Menschen, (mit andern Worten, ihre Moralität, blos dem verschiedenen Umfang ihrer Milchgefässe zuschreibt. Die Milchgefäße des Phlegmatischen, sagt er, haben Eine Linie im Durchmesser; die des sanguinischen zwey; die des cholerischen drey, und die des melancholischen vier. Hat ihn niemand widerlegt? oder sind wir wirklich die Sklaven unserer Milch-

gefässe? — Auch die Schädel-Organe kamen aus Wien.

Olof Celsius erzählt: als der Admiral Bagge die dänische Flotte vernichtet, habe König Erich ihm einen öffentlichen Triumph zugestanden. Der Zug war folgendergestalt geordnet: Zuerst marschirte der siegreiche Admiral; eine gewaltig große goldene Kette hieng ihm von den Schultern herab; zwey Barone giengen ihm zur Seite. Ihm folgten seine Officiere, die an dem Treffen Theil genommen, sämmtlich in Goldstoff gekleidet. Dann der gefangene Admiral, Brockenhusen, mit seinen Dänen, sämmtlich mit entblößten Häuptern und weissen Stäben in den Händen. Vor ihnen her gieng der Hofnarr, Hercules, und spielte auf der Violine.

Einem vornehmen Blutsauger starb seine Gemahlin. Er veranstaltete ein großes Leichenbegängniß, und ersuchte unter andern auch eine Gerichtsbehörde, der Leiche in corpore zu folgen. „Um Vergebung, gnädiger Herr," antwortete der Präsident, „der Leiche einer Dame in corpore

zu folgen, war nie gewöhnlich; allein wenn Sie sich selbst begraben ließen, so würden wir es mit großem Vergnügen thun."

Tausend Thaler, sagte ein Gascogner, bestimme ich meinem Koch, zwölfhundert meinem Secretär, hundert Louisdor meinem Kammerdiener u. s. w. „Ist es möglich!" rief Einer seiner Freunde, wie kannst du, bey deinen geringen Einkünften, die Leute alle bezahlen?" — Bezahlen? erwiederte der Gascogner, ich bezahle sie ja nicht.

Der Dichter Chapelle speiste bey einer gelehrten Dame. Es wurde viel geschwatzt und viel getrunken. Gegen das Ende der Mahlzeit fiel es ihnen ein, daß Pindar, dieß große Dichter-Genie, im dreyßigsten Jahre gestorben sey, und diese Erinnerung erregte eine so wehmüthige Stimmung in ihnen, daß sie beyde herzlich weinten. Die Bedienten sahen es und weinten mit. Die Köchin sah die Bedienten weinen und fieng an zu schluchzen. Der Küchenjunge hörte die Köchin schluchzen und vergaß heiße Zähren. Doch Mit-

mand wagte, die gnädige Herrschaft um die Ursach der tiefen Trauer zu fragen. Endlich trat der alte Thürsteher herein, der sich bisweilen etwas herausnehmen durfte, erzählte, wie Alles im Hause winsle und bat um Belehrung, wer denn eigentlich gestorben sey? — Pindar, war die Antwort. — „Und dieser Herr Pindar, war er nahe verwandt mit der gnädigen Herrschaft? war er ein guter Christ?" — Chapelle und die Damen, welchen noch die Thränen in den Augen standen, brachen plötzlich in ein lautes Gelächter aus: „Er war ein Heyde und starb vor 2000 Jahren." Der Schweitzer lachte mit, die Bedienten kicherten, die Köchin wieherte, der Küchenjunge brüllte, das ganze Haus ertönte von lautem Jubel.

Der bekannte Arnold, der im amerikanischen Kriege die Sache seines Vaterlandes verrieth, fragte einstmals einen Officier, den er gefangen genommen, was seine Landsleute wohl mit ihm thun würden, wenn sie ihn erwischten? — „Ich glaube," antwortete der Amerikaner, „sie würden dir das Bein abschneiden, mit dem du hinkst, weil du einst für Freyheit und Recht eine ehrenvolle Wunde darin empfangen. Dieses Bein würden

sie vermuthlich mit allen militärischen Ehrenbezeugungen verbrennen, und dann Kopf und Rumpf an den Galgen hängen.

Zur Zeit jenes Krieges drückten die Engländer ihre Meynungen (denn sie dürfen Meynungen haben) in allerley seltsamen Briefen aus. Unter andern erschienen zu London: ein Brief Cicero's an den Lord Howe, und ein vertrauter Brief einer Katze im Pallaß der Königin an Edmund Burke. Der erstere enthielt bittere Wahrheiten, der letztere, bloß unwitzige Grobheiten.

„Mein Mädchen ist schön, aber dumm," sagte Jemand zu einem Dichter, seinem Freunde; „wie ist es dir möglich, ihr den ganzen Tag zuzuhören?" — Ich höre ihr gar nicht zu, antwortete der Dichter, sondern ich sehe sie nur reden.

Ein Schriftsteller des sechszehnten Jahrhunderts, Olivier Maillard, handelt von den sogenannten casibus reservatis, die bisweilen allein

dem Pöbste zu beurtheilen vorbehalten werden, und rechnet darunter: wenn ein Frauenzimmer so feine Wäsche trägt, daß die Haut durchschimmert. „Sein Fleisch zeigen," sagt er, „ist eine Sünde, wenn es auch ein häßliches Fleisch wäre, denn es giebt doch immer Männer, die dadurch in Versuchung geführt werden." — Wenn die jetzige Sängerin, oder vielmehr Schreyerin Maillard in Paris von diesem Maillard abstammt, so befolgt sie die Lehren ihres Ahnherrn schlecht.

Ein General verbot seinen Offizieren das Fluchen; besonders ermahnte er einen Hauptmann, der dieser Unart sehr ergeben war, Besserung versprach, und auch von seinen Soldaten es ferner nicht leiden wollte. Kurz darauf hörte er einen Soldaten fluchen, rannte mit aufgehobenem Stocke auf ihn zu, und schrie: Himmel! Kreuztausend Sacrament! Kerl! ich glaube du fluchst?

Als Clemens V. die Republik Venedig mit dem Bann belegt hatte, mußte der Senat einen Gesandten Dandolo, nach Avignon schicken, um Verzeihung zu erflehen. Er wurde an einem Hu-

d. Halsband vor den Pabst geführt, und derjenige Zweig seiner Familie, der von diesem Gesandten abstammt, führt noch jetzt den Beynahmen del cane.

Bis zum sechszehnten Jahrhundert glaubte Jedermann an die Möglichkeit, Neuvermählten durch Bezauberung zu schaden. Schon Plato in seiner Republik warnt sie vor solchen Zauberey. Virgil erwähnt derselben in seinen Eclogen. Die römischen Gesetze der zwölf Tafeln verdammen diejenigen zum Tode, die jene bösen Künste üben. Alle römische Rechtsgelehrte, selbst nach Constantins Regierung, haben weitläufig darüber geschrieben. Die Kirchenväter und die Concilien berufen sich auf die Geschichte des Tobias. Sozomenes, der das Leben des Honorius verfaßt, und der bekannte Geschichtsschreiber Gregorius von Tours führen eine Menge Beyspiele an. — O gesunde Vernunft? wie selten wohnst du selbst unter Gelehrten! und wie bleibst du doch ewig eine Sklavin jedes Zeitalters!

Man trug einmahl, zu den Zeiten der Königin Margaretha, entsetzlich große Halskra-

gen und Reifröcke in Frankreich. „Ich begreife nicht," sagte ein Höfling, Nahmens Fresne, zu der Königin, „wie die Damen mit solchen ungeheuren Halskragen ihre Suppe essen können, ohne sich zu begießen, und wie die galanten Damen mit solchen Reifröcken ihre Liebhaber zu begünstigen im Stande sind?" — Margarethe antwortete nichts, aber einige Tage nachher, als sie eben Suppe essen wollte, ließ sie sich einen Löffel mit einem sehr langen Stiele bringen, und aß solchergestalt, ohne ihren Halskragen zu besudeln.

„Sehn Sie," sagte sie zu dem Höfling, mit ein wenig Geschicklichkeit läßt sich Alles thun."

"Sehr wohl," versetzte Fresne, „wegen der Halskragen bin ich nunmehro beruhigt."

Es ist ein schönes Gesetz Moses, welches dem Winzer vorschreibt, nicht alle Trauben von den Weinstöcken zu lösen, sondern für den armen Wanderer und die Vögel unter dem Himmel Einige hängen zu lassen. Allein folgende beyde, im Alterthum gültige Gesetze scheinen mir noch zarter:

„Verschließe Abends deine Fenster nicht ganz, damit der Reisende in der Ferne sich am Lichte deiner Lampe ergötzen möge.“ — „Ehre den Hund, der einen Blinden führt.“

Der berühmte englische Leibarzt Pringle war ein Freund aller Theorien und ein großer Freund des Empirismus, der nemlich die Heilkunst blos auf Beobachtung und Erfahrung gründet. “Man muß über den Empirismus doch wenigstens mit sich selbst räsonniren,“ sagte ein Mitbruder zu ihm. „So wenig als möglich,“ versetzte Pringle, „denn eben durch unser Raisonniren haben wir Alles verdorben.“ — (Man braucht weder Arzt noch Philosoph zu seyn, um hier urtheilen zu können. Ich habe noch kein halbes Jahrhundert in der Welt gelebt, und während dieser Zeit das Entstehen und Verschwinden von mehr als einem Dutzend medicinischer Moden — das heißt Theorien — erlebt; aber es sterben drum nicht weniger Menschen, und die meisten Geheilten, die ich sah, verdankten ihre Gesundheit wackern Empirikern.

Die Academie der Wissenschaften und schönen Künste in Mantua machte 1784 folgende Preis-

aufgabe bekannt: „Durch welche Mittel kann die Vaterlandsliebe befördert werden?“ — Ich wünsche zu erfahren, ob die gekrönte Preißschrift über diesen Gegenstand auch ins Deutsche übersetzt worden? und ob die Deutschen sie gelesen haben? — Eine neue Auflage könnte nicht schaden. Ob sie helfen würde? steht zu bezweifeln.

Richardson, Verfasser der Anecdotes of the Russion empire ect., will nicht weit von Helsingör ein Schloß gesehen haben, in dessen Garten Hamlets Vater vergiftet wurde. — Derselbe Schriftsteller erzählt: „Der Graf Münnich war Erster Minister unter der Regierung der Kaiserin Anna und der ihres Nachfolgers Iwan. Die Kaiserin Elisabeth verdammte ihn zum Tode. Er bestieg ruhig das Schaffot, betrachtete das Beil, verrichtete ein kurzes Gebet und legte mit unverbundenen Augen den Kopf auf den Block. Da kündigte man ihm Gnade an, doch daß er auf ewig nach Sibirien verbannt bleiben sollte. Man könnte fragen: ob Mitleid hier die Larve der Grausamkeit, oder Grausamkeit die Larve des Mitleids angenommen hatte?“ — Der Gräfin Münnich wurde freygestellt, ob sie, unter Familie und Freunden in Petersburg blei-

ben, oder ihrem Gemahl folgen wolle?' — sie wählte ohne Bedenken das letztere. — (Zur Ehre des zartern Geschlechts müssen wir bekennen, daß die Gräfin Münnich hierin nichts Außerordentliches thut, sondern daß unter zehn Gattinnen wenigstens a c h t eben so würden gehandelt haben.)

Einem Gelehrten fiel ein Foliant auf den Kopf. Sogleich vergaß er alles, was er wußte, und mußte von neuem das Alphabet lernen. Dieses Factum ließe sich allenfalls noch aus Gall's Theorie erklären, nicht aber folgendes: ein anderer Gelehrter wurde durch einen ähnlichen Zufall blos seines Gedächtnisses für das G r i e c h i s c h e beraubt; Alles übrige wußte er nach wie vor. — Auch folgende Erfahrung möchte sich schwerlich mit Gall's Theorie vereinigen lassen: Ein Geistlicher, den der Schlag gerührt, vergaß plötzlich alles, was in den letzten vier Jahren mit ihm vorgegangen war, allein nichts von dem, was v o r dieser Zeit geschehen. — (Die angeführten Fälle berichtet Beattie in seiner Dissertations moral and critical etc.)

Inhalt.

Rom. . . . . S. 3
Scudery. 6
Cui bono. 8
Der Ackerbau in Spanien. 15
Nachahmungswerthe Preißaufgabe. . . . 18
Das Kameel und der Esel. 23
Bruchstück von Voltaire. 25
Die Esel. 27
Die Galeerensklaven. 30
Seelenwanderung. 37
Fremde Sitten auf dem Throne. 45
Vom Luxus der Römer. 47
Reise-Abentheuer. 76
Das Grabmahl bey Myloſa. 142
Geheime Schreibekunſt. 144
Die höflichen Meuchelmörder 145
König Peto. 147
Quodlibet. 148

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
REFERENCE DEPARTMENT

This book is under no circumstances to be taken from the Building

AR 1 1915		

form 410